THE ETHNOGRAPHICAL MUSEUM OF SWEDEN, STOCKHOLM
(ETNOGRAFISKA MUSEET)
Monograph Series · Publication No. 13

G. WILHELM FREYREISS

REISEN IN BRASILIEN

STOCKHOLM 1968

G. WILHELM FREYREISS

REISEN IN BRASILIEN

THE ETHNOGRAPHICAL MUSEUM OF SWEDEN, STOCKHOLM
(ETNOGRAFISKA MUSEET)
Monograph Series · Publication No. 13



G. WILHELM FREYREISS

REISEN IN BRASILIEN

STOCKHOLM 1968

Carl Svanberg AB, Växjö 1968

VORWORT

Unter den vielen Deutschen, welche im 19. Jahrhundert nach Brasilien reisten und Feldforschungen unternahmen, nimmt der Naturforscher Georg Wilhelm Freyreiss (1789–1825) einen hervortretenden Platz ein. Seine Erfahrungen in Brasilien schildert er in einer Schrift mit dem zu dieser Zeit typischen langen und umständlichen Titel: *Beiträge zur näheren Kenntnis des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch eine Darstellung der Ursachen, wodurch mehrere Ansiedelungen missglückten, Frankfurt am Main 1824.* Diese Arbeit, die trotz des langen Titels nur 170 Seiten umfasst, hatte die Aufgabe als Informationsquelle für deutsche Auswanderer nach Brasilien zu dienen. 50 Seiten sind den Indianern gewidmet. Die meisten Aufklärungen Freyreiss' sind von sehr allgemeinen und ganz vagen Charakter, aber sein Buch enthält mehrere Abschnitte die vor allem die Indianerstämme von Minas-Geraes behandeln, diese sind exakt und detailliert – aus dem einfachen Grunde, da der Verfasser dieselben selbst besucht hatte. Als Quellenmaterial dieser Stämme wird doch, um die Wahrheit zu sagen, seine Schilderung, von den bekannten Werken seiner Landsleute Martius und dem Prinzen von Wied-Neuwied übertroffen.

Die interessantesten und wertvollsten Arbeiten Freyreiss' erschienen erst nach seinem Tode. Diese bestehen aus einer Serie kleinerer Schriften dessen Grundlage ein Originalmanuskript ist, welches die Bibliothek der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm besitzt. Das Manuskript ist ohne Titel, doch am Rücken des Bandes steht folgende Inschrift: *Freyrei. Reisen in Brasilia.* Das Manuskript ist in 5 Abschnitten und einer Einleitung eingeteilt. Besonders interessant ist das 3. Kapitel welches folgenden Titel hat: *Reise zu mehreren Stämme der Urbewohner der Capitanie Minas-Geraes – Proben der Sprachen.* Als erstes wurde das Manuskript in seiner Gänze in der portugiesischen Sprache übersetzt – und erschien in der Zeitschrift *Revista do Instituto Historico e Geographico de São Paulo, Vol. XI, São Paulo 1907, Seite 158–236,* jedoch ohne Wörterverzeichnis wie im genannten 3. Kapitel

und ohne Illustrationen. Der Titel lautet auf portugiesisch: *Viagem ao interior do Brazil nos annos de 1814—1815 pelo Naturalista G. W. Freyreiss.* Die Übersetzung ist von Alberto Löfgren, (1846—1918) ein in Brasilien tätig schwedischer Naturwissenschaftler.

In derselben Zeitschrift Vol. VI, 1902, finden wir eine weitere Arbeit Freyreiss'. Der Titel ist: *Viagem a varias tribus de selvagens na capitania de Minas-Geraes; permanencia entre ellas, descripcao de seus usos e costumes.* Auch in diesem Falle ist Alberto Löfgren der Übersetzer. In der Einleitung schreibt Löfgren, die Arbeit ist eine Übersetzung und Kurzfassung eines Abschnittes des in Stockholm verwahrten Manuskriptes. Es dürfte das 3. Kapitel gemeint sein, jedoch Verkürzungen und Konzentrationen sind so stark, dass man oft schwer den Text in dem deutschen Original folgen kann.

Freyreiss' Manuskript ist auch schliesslich in schwedischer Sprache publiziert worden. Der Herausgeber ist der schwedische Botaniker C. A. M. Lindman (1856—1928) und der Titel: *Bidrag till kännedomen om Brasiliens urbefolkning,* publiziert in der Zeitschrift Ymer, Vol. 20, Seite 260—279, Stockholm 1900. Vergleicht man die schwedische Übersetzung mit den zwei portugiesischen, findet man, dass die summarische Zusammenfassung des 3. Kapitels des letztgenannten mit der Schwedischen identisch ist. Aus diesem Grunde kann man annehmen, dass Alberto Löfgren seine Übersetzung nach einem Manuskript welches Lindman zur Verfügung stellte schon 5 Jahre früher machte bevor er selbst den selben Text in Schweden herausgab. Dass, Freyreiss' deutsches Originalmanuskript beinahe gleichzeitig in schwedischer und portugiesischer Sprache erschien beruht daher, dass Alberto Löfgren und C. A. M. Lindman Schweden waren und Beide gemeinsames grosses Interesse für Brasilien hatten vor allem für Brasiliens Naturgeschichte. Beide waren Botaniker — und Beide hatten es dem in Brasilien tätig schwedischen Arzt Anders Fredrik Regnell zu danken, dass sie ihre Studien in diesem Land betreiben durften. 1870 kam Löfgren nach Brasilien und wurde 1913 Chef der botanischen und pflanzenbiologischen Abteilung des Botanischen Gartens in Rio de Janeiro, wo er bis zu seinem Tode (1918) tätig war. Löfgren war einer der Gründer der Akademie der Wissenschaften und später dort als Sekretär angestellt. Lindman kam Anfangs 1930 auf Regnell's Aufforderung nach Brasilien und beschäftigte sich hauptsächlich in Rio Grande do Sul mit botanischen Forschungen. Seine Reisen erstreckten sich auch nach Paraguay.

Baldus (Seite 254) hat bewiesen, dass Freyreiss' Reisetagebuch auch als Unterlage verwendet wurde für die Berichte W. V. von Eschwege

über Brasiliens Indianer in seinem *Journal von Brasilien, Vol. I, Weimar 1818*. Freyreiss reiste gemeinsam mit v. Eschwege und mit Prinz Maximilian v. Wied-Neuwied.

Freyreiss' Manuskript in Stockholm, ist wie schon erwähnt in der Bibliothek der Königlichen Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Die Stellung der Akademie der Wissenschaften im schwedischen Kulturleben als "Königlich" bezeichnet, dürfte Anlass gegeben haben, dass Löfgren bei der Herausgabe fälschlich angab, dass das Manuskript sich im Besitze der Privatbibliothek des schwedischen Königs befindet.

Das Manuskript wird durch folgende Worte eingeleitet:

Sr. Wohlgebornen
Dem Herrn Lorenz von Westin
Sr. Majestaet des Koenigs von Schweden u. Norwegen
General-Consul in Portugal
und
Ritter des Wasa Ordens

Der Besitzer dieser stattlichen Widmung, ist an dem 21. Februar 1787 geboren. Sein Vater war ein angesehener und gut situierter Bürger in Stockholm und Präsident des Bürgerstandes. Schon als Sechzehnjähriger wurde er in einer englischen Handelsfirma angestellt. Fünf Jahre später, 1808, befindet er sich in Rio de Janeiro, wo er eine eigene Firma gründet. Unter verschiedenen Perioden ist er Schwedens offizieller Repräsentant in Brasilien, zu Beginn mit dem Titel "diplomatischer Vertreter, — 1818 als Generalkonsul. Die Zusammenarbeit mit den hohen Behörden sind jedoch nicht reibungslos und als er 1841 seines Dienstes entledigt wird, geschieht dies gegen seinen Willen. Hinzuzufügen ist, dass Westin nach den napoleonischen Kriegen für die brasilianischen Handelsverbindungen und in deren Weiterentwicklung eine grosse Rolle spielte. Er förderte selbstverständlich den schwedisch-brasilianischen Handelsaustausch, ausserdem half er die ersten Gesetze die den Handel mit Brasilien regeln sollte zu formulieren. Dies geht aus einer Arbeit von Joao Gualberto de Oliveira hervor: O *sueco Lourenco Westin coloborador do código comercial brasileiro, São Paulo 1950*. Westin starb an dem 1. Juli 1846 auf seinem Besitz Jardine in Minas Geraes.

Dass Freyreiss in seiner Widmung Westin in den Adelstand erhob indem er ihm ein "von" zulegte — und dass er ihn zum Generalkonsul ernannte als er noch diplomatischer Vertreter war, muss als Schmeichelei

angesehen werden, verständlich, mit Rücksicht darauf, dass Westin ihn ekonomisch unterstützte. Das Resultat war für Schweden von Nutzen, dadurch kam das Freyreissmanuskript in die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften — und einige wissenschaftliche Institutionen erhielten wertvolle naturhistorische Sammlungen. Freyreiss' Eitelkeit war zufriedengestellt auf diese Weise, dass er sich das Recht nahm — oder bekam auf seine in Frankfurt gedruckte Arbeit am Vorsatzblatt sich *Naturforscher der "Königl. Stockholmischen Akademie der Wissenschaften"* zu nennen.

Das Vorwort von Lindmans' schwedischer Publikation des 3. Kapitels in Freyreiss' Manuskript in Stockholm, gibt mehrere interessante Aufklärungen über Freyreiss und Westin, sowie über deren Zusammenarbeit zum Nutzen Brasiliens und Schwedens. Die Vorrede wird hier in unverkürzter Übersetzung wiedergegeben:

Die Bibliothek der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm, ist im Besitze eines Manuskriptes in welchem ein deutscher Naturforscher Namens G. W. FREYREISS eine Reise schildert, die er auf Kosten des schwedisch-norwegischen Konsuls LORENS WESTIN in Rio de Janeiro, im Jahre 1814—1815 nach Minas-Geraes in Brasilien unternommen hat. Diese, seine Beschreibung, datiert den 1. Mai 1815 Rio de Janeiro, — und WESTIN gewidmet, umfasst 91 dicht beschriebene Seiten, sowie mehrere farbenprächtige Abbildungen von Naturgegenständen. Dieses Manuskript ist in 5 Kapitel eingeteilt, der Titel des Dritten lautet: "Reise zu mehreren Stämmen der Urbewohner der Capitanie Minas-Geraes — Aufenthalt unter solchen — Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche — Proben der Sprachen". Von diesem übersetzten Kapitel folgt nun hier ein Auszug: Dem Bibliothekar der Königlichen Akademie der Wissenschaften ist der Übersetzer für die Aufklärungen und literarischen Auskünfte zu grossem Dank verpflichtet — ebenso der Redaktion der Zeitschrift Ymer für das Entgegenkommen diese Publikation eingeführt zu haben.

FREYREISS, welcher sich als Naturforscher und Ornithologe besonders auszeichnete, ist in Frankfurt am Main im Jahre 1789 geboren und übersiedelte 1809 nach Petersburg. 1812 folgte er als Begleiter dem bekannten Naturforscher und neu ernannten russischen Generalkonsul von Brasilien — LANGSDORFF, nach Rio de Janeiro. Durch stürmisches Wetter wurde diese Reise gleich zu Beginn jäh unterbrochen und FREYREISS überwinterte in Karlshamn. Während seines dortigen Aufenthaltes besuchte er Stockholm und Upsala wo er die berühmten Botaniker SWARTZ und THUNBERG kennen lernte die ihn an

Generalkonsul WESTIN empfahlen. Dieser blieb sofort in Rio de Janeiro FREYREISS' Freund und Gönner (29. August 1813) und gab ihm eine jährliche Unterstützung für naturhistorische Einsammlungen. Freyreiss trennte sich von LANGSDORFF und schon im Juli 1814 trat er, in Gesellschaft mit W. v. ESCHWEGE, (Oberstleutnant, Chef der brasilianischen Bergwerke — und tätig in Brasilien 1810—1821), seine Reise nach Minas-Geraes an — worüber seine in Frage kommende Reiseschilderung handelt. Er stellte seine Reisenotizen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm zur Verfügung, — ab 1815 erhielt die Akademie zoologische und botanische Sammlungen von ausnehmender Schönheit. Noch heute sind dieselben eine Zierde des öffentlichen Herbariums im Staatlichen Museum. Den 17. Januar 1816, wird FREYREISS "ausländischer Berichterstatter der königlichen Akademie". "In einem Brief aus Bahia, datiert den 25. April 1817, schreibt er an Professor OLOF SWARTZ: Nach Beendigung einer zweijährigen Reise — — — sollen nun 63 Säugetiere, 920 Vögel, 19 Amphibien, 7 Fische, 850 Gewächsarten und 400 verschiedene Samenarten das Museum Westinianum vergrössern". Diese Reise unternahm FREYREISS teilweise in Gesellschaft des Fürsten MAXIMILIAN von WIED-NEUWIED und dem preussischen Botaniker SELLOW. Er plante nun ausgedehnte Forschungsreisen und schrieb in einem Brief an SWARTZ, falls er weiter von Schweden Reisebeiträge erhalten könnte, beabsichtige er, "die naturhistorische Ernte aller seiner brasilianischen Reisen hier in unserem Land zu sammeln". SWARTZ starb im September 1818 — und FREYREISS' Aufzeichnungen wurden nicht wie er erwartete veröffentlicht, auch seine botanischen Sendungen blieben unvollendet in der Bearbeitung. FREYREISS selbst hat nur herausgegeben, "Beiträge zur näheren Kenntnis des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch eine Darstellung der Ursachen, wodurch mehrere Ansiedelungen missglückten" (datiert 1824, gedruckt in Frankfurt am Main). Diese Arbeit war für seine nach Brasilien eingewanderten Landsleute bestimmt. FREYREISS war nähmlich einer der Ersten welcher für die deutsche Kolonisation in Brasilien arbeitete, eine Bewegungsrichtung die später grossen Umfang annehmen sollte. Insbesondere setzte er sich für das Anlegen der Kolonie Leopoldina an der Südgrenze des Staates Bahia ein. Den ersten April 1825 starb er ganz plötzlich erst 36 Jahre alt — und wurde in der Vila Viçosa nahe seiner Kolonie begraben.

Vergleicht man das Originalmanuskript Freyreiss' mit den gedruckten

Auflagen, so sieht man, dass mehrere Wörterverzeichnisse der Croatos, Coropos und der Puris in den Letztgenannten ausgelassen sind. Weiter fehlen in diesen die Vogelbilder die Freyreiss selbst gemalt hat. Diese sind auch hier nicht mitgenommen. Nur ein Bild eines Croato Indianers, welches früher schwarz-weiss publiziert wurde, wird hier in Farben wiedergegeben. Die Signatur lautet: A. de Carmo f.

Im Manuskript finden wir ausserdem ein Diagramm mit folgender Aufschrift: *Nivel do Mar. Barometerische Höhe u. Bestimmung der bedeutensten Orte der Reise und den benachtbarten Gegenden durch meinen Reisegefährden den Herrn Wilhelm von Eschwege.* Von Eschwege hat in seiner Arbeit *Journal von Brasilien,* Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde, Weimar 1918, nicht nur ein Wörterverzeichnis publiziert welches in vielen Einzelheiten mit Freyreiss übereinstimmt, — sondern auch ein identisches Diagramm. Die Sprache dieser Indianer die Freyreiss studierte ist faktisch verschwunden. Vergleicht man die Wörterverzeichnisse Freyreiss' und von Eschwege, so entnimmt man eine Zusammenarbeit der beiden Verfasser.

Was Freyreiss' Coropo Wörterverzeichnis betrifft, sollte man hervorheben, dass er, als er mit dem Prinzen von Wied-Neuwied zusammen reiste, offenbar als seinen Begleiter einen jungen Coropo Indianer mit Namen Francisco hatte. (Siehe Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied: *Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817,* Frankfurt am Main 1820—21, Vol. II, Seite 47.) Man kann annehmen, dass er die Informationsquelle Freyreiss' ist. Er soll auch einen Puriknaben bei sich gehabt haben "den er zu S. Fidelis getauft hatte" (ibid. Vol. II, Seite 244), welcher wahrscheinlich der Urheber des Puri Wörterverzeichnisses ist.

Zum Schluss muss betont werden, dass die Orthographie durchgehend und in jeder Hinsicht dem Originalmanuskript gleicht. Die schwierige Arbeit des genauen Umschreibens des Manuskriptes wurde von Frau Rudi Teppel, Etnografiska Museet in Stockholm, ausgeführt, wofür ich ihr hiermit auf das Wärmste danke.

Stig Rydén

Dozent Stig Rydén, ehemaliger Kustos des Etnografiska Museet in Stockholm, starb den 12. April 1965. Sein Ableben war für die schwedische ethnographische Wissenschaft ein schwerer Verlust. Doz. Rydén ergriff die Initiative zu der Herausgabe des Freyreiss' Tagebuch — und schrieb auch das Vorwort, welches ich auf Grund jetziger Umstände verkürzt habe.

Stockholm, Oktober 1967

Bengt Danielsson

Dieselbe Version ist publiziert in:

BIBLIOTECA E INSTITUTO DE ESTUDIOS
IBERO–AMERICANOS DE LA ESCUELA DE CIENCIAS
ECONÓMICAS, ESTOCOLMO, SUECIA.

Sr. Wohlgebornen
Dem Herrn Lorenz von Westin,
Sr. Majestaet des Koenigs von Schweden u. Norwegen
General — Consul in Portugal
und
Ritter des Wasa Ordens.

Wohlgeborner Herr!

Ohne Ihre Unterstützung würde ich mich gröstentheils der Mittel beraubt gesehen haben, die es möglich machten Bemerkungen über ein Land zu sammeln, das jederzeit der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war und von dem ich es hier wage, kunstlos aber der Wahrheit getreu, meine Beobachtungen bekannt zu machen. Die Gelegenheit die sich mir dadurch darbietet Ihnen öffentlich zu danken, entschädigt mich reichlich für Beschwerden und Gefahren, so wie ich mir schmeichle dass der patriotische Eifer womit Sie bei meinen Unternehmungen den naturhistorischen Sammlungen Ihres Vaterlandes und besonder der Academie zu Upsal zu nützen suchten, mehr Beifall ernten wird, als allen den, von

Ewr. Wohlgebornen
unterthaenigsten
G. Wilhelm Freyreiss

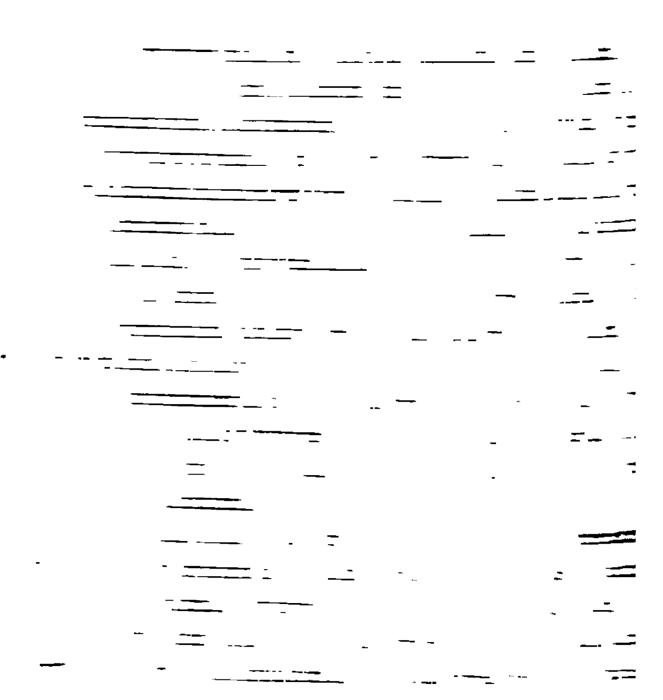
VORREDE

Die Absicht Brasilien in naturhistorischer Hinsicht kennen zu lernen, hatte mich 1813 von St. Petersburg nach Brasilien geführt, wo ich seitdem mein Vorhaben mit dem besten Erfolg gekrönt sah, obgleich ich die Ausführung schwerer fand und für das Land so ich bereisen wollte oft ganz andere Ansichten wählen muste, als ich mir sie nach dem Zeugnisse früherer Reisenden gedacht hatte; so wie denn meine Leser auch in den Fall kommen werden nach meinen Beobachtungen, hier und da die schon gefasste Meinung ändern zu müssen.

Es gewähren z.B. einen ganz verschiednen Anblick Küstenlaender und das Innere von Brasilien, wiewohl man fälschlich nach ersteren den Masstab annahm, nach dem man in der Folge Brasilien im allgemeinen beurtheilte. Man glaubte jene homogenen Gneisgebirge die man an den Seeufern mit Urwälder begleitet sah; jene üppige Vegetation und die Schönheiten der Landschaften über ganz Brasilien verbreitet. Wer mit diesem Wahne eine Reise nach dem Innern unternimmt sieht sich eben nicht angenehm überrascht.

Dagegen ist seit Margraf, Brasilien der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Naturforschers und wurde es um so mehr, je mehr man in der Folge sich der Mittel beraubt sah, geltende Nachrichten zu erlangen. Doch jetzt sind die alten Hindernisse gehoben, die dem Fremden für Jahrhunderte ein Land verschlossen hatten, in dem er sich hätte Kenntnisse sammeln können und Brasilien wird in diesem Augenblick schon von mehreren unterrichteten Männer bereist, denen Erweiterung der Wissenschaft hierzu Beweggrund war. Herr Wilhelm v. Eschwege, dem ich die Barometermessung verdanke, bekannt als Mineraloge, stelte bereits seit 4 Jahren Beobachtgen über das Mineralreich an, und wird wahrscheinlich in diesem Zweige der Naturgeschichte viel interessantes liefern: Eben so wird Herr Sellow, ein Schüler Willdenows und ein thätiger Forscher, sich in einigen Jahren um die Flora von Brasilien verdient gemacht haben.

Es darf daher um so weniger auffallen, dass ich nur einige der wichtigsten naturhistorischen Gegenstände, aus denen auf der Reise beobachteten, anführen werde; zumal da die Absicht so mich bei der




ERSTER ABSCHNITT

Reise nach Villa-Rica; Bemerkungen über das Goldwaschen; das Vorkommen des Eisens, des biegsammen Sandsteines u.s.w.

Nach einem Aufenthalt von 9 Monaten, verliess ich am 29 Juny 1814 die neue Koenigsstadt Rio-Janeiro und schiffte mich an der Praya dos Mineiros, in einer von den Barken ein, die bestimmt sind den Verkehr mit Porto-d'Estrella, dem jenseits des Hafens gelegenem Sammelplatz, der von und nach Minas-Geraes gehenden Waaren, zu erleichtern. Mit dem gegen Mittag blasenden Seewinde, stossen diese Fahrzeuge von dem Lande und oft schon nach einer Stunde, bei frischem Winde, ist die Stadt mit ihren vielen Thürmen, denen in ihrer Nähe liegenden kleinen Inseln und der Menge der an ihren Seiten geankerten Schiffe aller Art, hinter der grossen Insel de Governator, verschwunden. Jetzt ergötzt noch der Eingang in den Hafen oder ein und auslaufende Schiffe, den Reisenden, bis auch zuletz diese hinter neuen Inseln verschwinden und die Barke bald darauf in den trüben Morastfluss Inumerim einläuft, der durch niedre mit Schilf und Gebüsch bewachsne sumpfige Ufern dahin schleicht. Gewöhnlich ist unterdessen der Abend eingebrochen und nun belästigen unzählbare kleine Mosquitos (Culex) für denen man sich nicht immer durch in der Barke angezündetes Feuer schützen kann, den Reisenden.

Porto-d'Estrella ist ein elender Ort von ohngefähr 50 Häuser und ist 142 Stunde von der Einfahrt in den Inumerim, an der Seite dieses Morastflusses gelegen. Es mangelt hier an allen Bequemlichkeiten für den Reisenden und da man selten vor Nacht anlangt, so zog ich es vor, auf dem halben Wege dem Flusse hinauf, auf dem Gute des Staatsminister d'Araujo, zu übernachten und mein Gepäck under Aufsicht vorausgehen zu lassen.

Am folgenden Morgen setzte ich die Reise in Begleitung meines Freundes, bei dem ich übernachtet hatte, des Obersten da Sauza fort. Es war noch nicht 3 Uhr da wir den Landsitz verliesen und den durch angebaute Felder, sich schlängelnden Fusssteig verfolgten. Der Mond beleuchtete hinlänglich diesen und die uns umgebenden Gegenstände:

angesehen werden, verständlich, mit Rücksicht darauf, dass Westin ihn ekonomisch unterstützte. Das Resultat war für Schweden von Nutzen, dadurch kam das Freyreissmanuskript in die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften — und einige wissenschaftliche Institutionen erhielten wertvolle naturhistorische Sammlungen. Freyreiss' Eitelkeit war zufriedengestellt auf diese Weise, dass er sich das Recht nahm — oder bekam auf seine in Frankfurt gedruckte Arbeit am Vorsatzblatt sich *Naturforscher der "Königl. Stockholmischen Akademie der Wissenschaften"* zu nennen.

Das Vorwort von Lindmans' schwedischer Publikation des 3. Kapitels in Freyreiss' Manuskript in Stockholm, gibt mehrere interessante Aufklärungen über Freyreiss und Westin, sowie über deren Zusammenarbeit zum Nutzen Brasiliens und Schwedens. Die Vorrede wird hier in unverkürzter Übersetzung wiedergegeben:

Die Bibliothek der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm, ist im Besitze eines Manuskriptes in welchem ein deutscher Naturforscher Namens G. W. FREYREISS eine Reise schildert, die er auf Kosten des schwedisch-norwegischen Konsuls LORENS WESTIN in Rio de Janeiro, im Jahre 1814—1815 nach Minas-Geraes in Brasilien unternommen hat. Diese, seine Beschreibung, datiert den 1. Mai 1815 Rio de Janeiro, — und WESTIN gewidmet, umfasst 91 dicht beschriebene Seiten, sowie mehrere farbenprächtige Abbildungen von Naturgegenständen. Dieses Manuskript ist in 5 Kapitel eingeteilt, der Titel des Dritten lautet: "Reise zu mehreren Stämmen der Urbewohner der Capitanie Minas-Geraes — Aufenthalt unter solchen — Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche — Proben der Sprachen". Von diesem übersetzten Kapitel folgt nun hier ein Auszug: Dem Bibliothekar der Königlichen Akademie der Wissenschaften ist der Übersetzer für die Aufklärungen und literarischen Auskünfte zu grossem Dank verpflichtet — ebenso der Redaktion der Zeitschrift Ymer für das Entgegenkommen diese Publikation eingeführt zu haben.

FREYREISS, welcher sich als Naturforscher und Ornithologe besonders auszeichnete, ist in Frankfurt am Main im Jahre 1789 geboren und übersiedelte 1809 nach Petersburg. 1812 folgte er als Begleiter dem bekannten Naturforscher und neu ernannten russischen Generalkonsul von Brasilien — LANGSDORFF, nach Rio de Janeiro. Durch stürmisches Wetter wurde diese Reise gleich zu Beginn jäh unterbrochen und FREYREISS überwinterte in Karlshamn. Während seines dortigen Aufenthaltes besuchte er Stockholm und Upsala wo er die berühmten Botaniker SWARTZ und THUNBERG kennen lernte die ihn an





Generalkonsul WESTIN empfahlen. Dieser blieb sofort in Rio de Janeiro FREYREISS' Freund und Gönner (29. August 1813) und gab ihm eine jährliche Unterstützung für naturhistorische Einsammlungen. Freyreiss trennte sich von LANGSDORFF und schon im Juli 1814 trat er, in Gesellschaft mit W. v. ESCHWEGE, (Oberstleutnant, Chef der brasilianischen Bergwerke — und tätig in Brasilien 1810—1821), seine Reise nach Minas-Geraes an — worüber seine in Frage kommende Reiseschilderung handelt. Er stellte seine Reisenotizen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm zur Verfügung, — ab 1815 erhielt die Akademie zoologische und botanische Sammlungen von ausnehmender Schönheit. Noch heute sind dieselben eine Zierde des öffentlichen Herbariums im Staatlichen Museum. Den 17. Januar 1816, wird FREYREISS "ausländischer Berichterstatter der königlichen Akademie". "In einem Brief aus Bahia, datiert den 25. April 1817, schreibt er an Professor OLOF SWARTZ: Nach Beendigung einer zweijährigen Reise — — — sollen nun 63 Säugetiere, 920 Vögel, 19 Amphibien, 7 Fische, 850 Gewächsarten und 400 verschiedene Samenarten das Museum Westinianum vergrössern". Diese Reise unternahm FREYREISS teilweise in Gesellschaft des Fürsten MAXIMILIAN von WIED-NEUWIED und dem preussischen Botaniker SELLOW. Er plante nun ausgedehnte Forschungsreisen und schrieb in einem Brief an SWARTZ, falls er weiter von Schweden Reisebeiträge erhalten könnte, beabsichtige er, "die naturhistorische Ernte aller seiner brasilianischen Reisen hier in unserem Land zu sammeln". SWARTZ starb im September 1818 — und FREYREISS' Aufzeichnungen wurden nicht wie er erwartete veröffentlicht, auch seine botanischen Sendungen blieben unvollendet in der Bearbeitung. FREYREISS selbst hat nur herausgegeben, "Beiträge zur näheren Kenntnis des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch eine Darstellung der Ursachen, wodurch mehrere Ansiedelungen missglückten" (datiert 1824, gedruckt in Frankfurt am Main). Diese Arbeit war für seine nach Brasilien eingewanderten Landsleute bestimmt. FREYREISS war nähmlich einer der Ersten welcher für die deutsche Kolonisation in Brasilien arbeitete, eine Bewegungsrichtung die später grossen Umfang annehmen sollte. Insbesondere setzte er sich für das Anlegen der Kolonie Leopoldina an der Südgrenze des Staates Bahia ein. Den ersten April 1825 starb er ganz plötzlich erst 36 Jahre alt — und wurde in der Vila Viçosa nahe seiner Kolonie begraben.

Vergleicht man das Originalmanuskript Freyreiss' mit den gedruckten



Auflagen, so sieht man, dass mehrere Wörterverzeichnisse der Croatos, Coropos und der Puris in den Letztgenannten ausgelassen sind. Weiter fehlen in diesen die Vogelbilder die Freyreiss selbst gemalt hat. Diese sind auch hier nicht mitgenommen. Nur ein Bild eines Croato Indianers, welches früher schwarz-weiss publiziert wurde, wird hier in Farben wiedergegeben. Die Signatur lautet: A. de Carmo f.

Im Manuskript finden wir ausserdem ein Diagramm mit folgender Aufschrift: *Nivel do Mar. Barometerische Höhe u. Bestimmung der bedeutensten Orte der Reise und den benachbarten Gegenden durch meinen Reisegefährden den Herrn Wilhelm von Eschwege.* Von Eschwege hat in seiner Arbeit *Journal von Brasilien,* Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde, Weimar 1918, nicht nur ein Wörterverzeichnis publiziert welches in vielen Einzelheiten mit Freyreiss übereinstimmt, – sondern auch ein identisches Diagramm. Die Sprache dieser Indianer die Freyreiss studierte ist faktisch verschwunden. Vergleicht man die Wörterverzeichnisse Freyreiss' und von Eschwege, so entnimmt man eine Zusammenarbeit der beiden Verfasser.

Was Freyreiss' Coropo Wörterverzeichnis betrifft, sollte man hervorheben, dass er, als er mit dem Prinzen von Wied-Neuwied zusammen reiste, offenbar als seinen Begleiter einen jungen Coropo Indianer mit Namen Francisco hatte. (Siehe Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied: *Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817,* Frankfurt am Main 1820–21, Vol. II, Seite 47.) Man kann annehmen, dass er die Informationsquelle Freyreiss' ist. Er soll auch einen Puriknaben bei sich gehabt haben "den er zu S. Fidelis getauft hatte" (ibid. Vol. II, Seite 244), welcher wahrscheinlich der Urheber des Puri Wörterverzeichnisses ist.

Zum Schluss muss betont werden, dass die Orthographie durchgehend und in jeder Hinsicht dem Originalmanuskript gleicht. Die schwierige Arbeit des genauen Umschreibens des Manuskriptes wurde von Frau Rudi Teppel, Etnografiska Museet in Stockholm, ausgeführt, wofür ich ihr hiermit auf das Wärmste danke.

Stig Rydén





Dozent Stig Rydén, ehemaliger Kustos des Etnografiska Museet in Stockholm, starb den 12. April 1965. Sein Ableben war für die schwedische ethnographische Wissenschaft ein schwerer Verlust. Doz. Rydén ergriff die Initiative zu der Herausgabe des Freyreiss' Tagebuch — und schrieb auch das Vorwort, welches ich auf Grund jetziger Umstände verkürzt habe.

Stockholm, Oktober 1967

Bengt Danielsson

Dieselbe Version ist publiziert in:

BIBLIOTECA E INSTITUTO DE ESTUDIOS IBERO–AMERICANOS DE LA ESCUELA DE CIENCIAS ECONÓMICAS, ESTOCOLMO, SUECIA.

Sr. Wohlgebornen
Dem Herrn Lorenz von Westin,
Sr. Majestaet des Koenigs von Schweden u. Norwegen
General — Consul in Portugal
und
Ritter des Wasa Ordens.

Wohlgeborner Herr!

Ohne Ihre Unterstützung würde ich mich gröstentheils der Mittel beraubt gesehen haben, die es möglich machten Bemerkungen über ein Land zu sammeln, das jederzeit der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war und von dem ich es hier wage, kunstlos aber der Wahrheit getreu, meine Beobachtungen bekannt zu machen. Die Gelegenheit die sich mir dadurch darbietet Ihnen öffentlich zu danken, entschädigt mich reichlich für Beschwerden und Gefahren, so wie ich mir schmeichle dass der patriotische Eifer womit Sie bei meinen Unternehmungen den naturhistorischen Sammlungen Ihres Vaterlandes und besonder der Academie zu Upsal zu nützen suchten, mehr Beifall ernten wird, als allen den, von

Ewr. Wohlgebornen
unterthaenigsten
G. Wilhelm Freyreiss

.STER ABSCHNITT

.ica; Bemerkungen über das Goldwaschen; das Vor-
-, des biegsammen Sandsteines u.s.w.

fenthalt von 9 Monaten, verliess ich am 29 Juny 1814
sstadt Rio-Janeiro und schiffte mich an der Praya
einer von den Barken ein, die bestimmt sind den Ver-
d'Estrella, dem jenseits des Hafens gelegenem Sammel-
.ind nach Minas-Geraes gehenden Waaren, zu erleichtern.
ı Mittag blasenden Seewinde, stossen diese Fahrzeuge von
ıd oft schon nach einer Stunde, bei frischem Winde, ist die
en vielen Thürmen, denen in ihrer Nähe liegenden kleinen
ıer Menge der an ihren Seiten geankerten Schiffe aller Art,
grossen Insel de Governator, verschwunden. Jetzt ergötzt
ıngang in den Hafen oder ein und auslaufende Schiffe, den
bis auch zuletz diese hinter neuen Inseln verschwinden und
bald darauf in den trüben Morastfluss Inumerim einläuft,
niedre mit Schilf und Gebüsch bewachsne sumpfige Ufern
ıleicht. Gewöhnlich ist unterdessen der Abend eingebrochen
belästigen unzählbare kleine Mosquitos (Culex) für denen man
ıt immer durch in der Barke angezündetes Feuer schützen kann,
.senden.

.o-d'Estrella ist ein elender Ort von ohngefähr 50 Häuser und ist
tunde von der Einfahrt in den Inumerim, an der Seite dieses
stflusses gelegen. Es mangelt hier an allen Bequemlichkeiten für
Reisenden und da man selten vor Nacht anlangt, so zog ich es vor,
dem halben Wege dem Flusse hinauf, auf dem Gute des Staats-
ıister d'Araujo, zu übernachten und mein Gepäck under Aufsicht
rausgehen zu lassen.

Am folgenden Morgen setzte ich die Reise in Begleitung meines
reundes, bei dem ich übernachtet hatte, des Obersten da Sauza fort.
Es war noch nicht 3 Uhr da wir den Landsitz verliesen und den durch
angebaute Felder, sich schlängelnden Fusssteig verfolgten. Der Mond
beleuchtete hinlänglich diesen und die uns umgebenden Gegenstände:

VORREDE

Die Absicht Brasilien in naturhistorischer Hinsicht kennen zu lernen, hatte mich 1813 von St. Petersburg nach Brasilien geführt, wo ich seitdem mein Vorhaben mit dem besten Erfolg gekrönt sah, obgleich ich die Ausführung schwerer fand und für das Land so ich bereisen wollte oft ganz andere Ansichten wählen muste, als ich mir sie nach dem Zeugnisse früherer Reisenden gedacht hatte; so wie denn meine Leser auch in den Fall kommen werden nach meinen Beobachtungen, hier und da die schon gefasste Meinung ändern zu müssen.

Es gewähren z.B. einen ganz verschiednen Anblick Küstenlaender und das Innere von Brasilien, wiewohl man fälschlich nach ersteren den Masstab annahm, nach dem man in der Folge Brasilien im allgemeinen beurtheilte. Man glaubte jene homogenen Gneisgebirge die man an den Seeufern mit Urwälder begleitet sah; jene üppige Vegetation und die Schönheiten der Landschaften über ganz Brasilien verbreitet. Wer mit diesem Wahne eine Reise nach dem Innern unternimmt sieht sich eben nicht angenehm überrascht.

Dagegen ist seit Margraf, Brasilien der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Naturforschers und wurde es um so mehr, je mehr man in der Folge sich der Mittel beraubt sah, geltende Nachrichten zu erlangen. Doch jetzt sind die alten Hindernisse gehoben, die dem Fremden für Jahrhunderte ein Land verschlossen hatten, in dem er sich hätte Kenntnisse sammeln können und Brasilien wird in diesem Augenblick schon von mehreren unterrichteten Männer bereist, denen Erweiterung der Wissenschaft hierzu Beweggrund war. Herr Wilhelm v. Eschwege, dem ich die Barometermessung verdanke, bekannt als Mineraloge, stelte bereits seit 4 Jahren Beobachtgen über das Mineralreich an, und wird wahrscheinlich in diesem Zweige der Naturgeschichte viel interessantes liefern: Eben so wird Herr Sellow, ein Schüler Willdenows und ein thätiger Forscher, sich in einigen Jahren um die Flora von Brasilien verdient gemacht haben.

Es darf daher um so weniger auffallen, dass ich nur einige der wichtigsten naturhistorischen Gegenstände, aus denen auf der Reise beobachteten, anführen werde; zumal da die Absicht so mich bei der

Bekanntmachung dieser wenigen Bogen leitete, schon ein solches Verfahren heischt. — Da wo ich hoffen konnte in der Folge nähere Aufschlüsse für Beobachtungen zu sammeln die ich nicht genug prüfen konnte, schwieg ich entweder ganz oder erwähnte der Sache nur wie ich sie sahe, ohne Entscheidung; hingegen bei dem Zustande des Sklavenhandels und der Beschreibung der von mir besuchten Völkerschaften den Urbewohner, glaubte ich umständlicher sein zu dürfen, da ich über ersteren seit 2 Jahren, mit der grössten Aufmerksamkeit Stoff sammlete und das Vergnügen hatte, meine Beobachtungen mit denen von Mendes übereinstimmend zu finden; und ebenso glaubte ich, dass alle meine bei den Wilden gesammleten Bemerkungen für den Leser Werth haben dürften, da ich weder Beschwerden noch Gefahr scheuete, diese Urbewohner Brasiliens, in ihren Wäldern aufzusuchen und in ihrem natürlichen Zustande zu beobachten.

Meine Reisen in Brasilien die ich jetzt im Begriff stehe fortzusetzen, werden mir Gelegenheit geben meine Nachrichten über dieses wichtige Land, ferner bekannt zu machen, wenn ich hoffen darf dass man mit Nachsicht meine Beobachtungen die grösstentheils in brasilianischen Wäldern, mit äusserst wenigen Hülfsbüchern zusammengestellt wurden, aufnehmen wird.

Rio-Janeiro im Mai 1815

der Verfasser

ERSTER ABSCHNITT

Reise nach Villa-Rica; Bemerkungen über das Goldwaschen; das Vorkommen des Eisens, des biegsammen Sandsteines u.s.w.

Nach einem Aufenthalt von 9 Monaten, verliess ich am 29 Juny 1814 die neue Koenigsstadt Rio-Janeiro und schiffte mich an der Praya dos Mineiros, in einer von den Barken ein, die bestimmt sind den Verkehr mit Porto-d'Estrella, dem jenseits des Hafens gelegenem Sammelplatz, der von und nach Minas-Geraes gehenden Waaren, zu erleichtern. Mit dem gegen Mittag blasenden Seewinde, stossen diese Fahrzeuge von dem Lande und oft schon nach einer Stunde, bei frischem Winde, ist die Stadt mit ihren vielen Thürmen, denen in ihrer Nähe liegenden kleinen Inseln und der Menge der an ihren Seiten geankerten Schiffe aller Art, hinter der grossen Insel de Governator, verschwunden. Jetzt ergötzt noch der Eingang in den Hafen oder ein und auslaufende Schiffe, den Reisenden, bis auch zuletz diese hinter neuen Inseln verschwinden und die Barke bald darauf in den trüben Morastfluss Inumerim einläuft, der durch niedre mit Schilf und Gebüsch bewachsne sumpfige Ufern dahin schleicht. Gewöhnlich ist unterdessen der Abend eingebrochen und nun belästigen unzählbare kleine Mosquitos (Culex) für denen man sich nicht immer durch in der Barke angezündetes Feuer schützen kann, den Reisenden.

Porto-d'Estrella ist ein elender Ort von ohngefähr 50 Häuser und ist 142 Stunde von der Einfahrt in den Inumerim, an der Seite dieses Morastflusses gelegen. Es mangelt hier an allen Bequemlichkeiten für den Reisenden und da man selten vor Nacht anlangt, so zog ich es vor, auf dem halben Wege dem Flusse hinauf, auf dem Gute des Staatsminister d'Araujo, zu übernachten und mein Gepäck under Aufsicht vorausgehen zu lassen.

Am folgenden Morgen setzte ich die Reise in Begleitung meines Freundes, bei dem ich übernachtet hatte, des Obersten da Sauza fort. Es war noch nicht 3 Uhr da wir den Landsitz verliesen und den durch angebaute Felder, sich schlängelnden Fusssteig verfolgten. Der Mond beleuchtete hinlänglich diesen und die uns umgebenden Gegenstände:

aus der Ferne ertönte das Geschrei unbekannter Thiere und aus den nahen Sümpfen das Geächze der Kaimane (Laurta Alligator Linn) die man hier zuweilen zu 15 Fuss Länge traf, die aber dem Menschen nicht gefährlich sind. Bald röthete die Morgenröthe den östlichen Horizont und mit ihrem Erscheinen endigten nach und nach die verschiednen Laute der nächtlichen Thiere und Voegel oft mit prachtvollem Gefieder, erschienen auf den benachbarten Bäumen, während andere in schlichterem Gewande den jungen Tag durch ihren Gesang verherrlichten.

Das Gewächsreich ist es was den Landschaften besonders Verschiedenheit giebt; wodurch denn natürlich die brasilianischen von unsern nördlichen so sehr abweichen, da die Formen der Pflanzen oft gänzlich verschieden sind. Die auffallendste Verschiedenheit machen die Palmen, die Bananengewächse, die baumartigen Farrnkreuter die Lianen und die Cactusarten.

Nach einer Reise von 3 Stunden erreichten wir in einem Thale einen schmalen Landsee, über den ein Indianer, der einzige in dieser Gegend, in einem aus dem Stamme eines grossen Baumes verfertigtem Canoe, uns übersetzte. An den Ufern dieses Seées blüheten viele von mir nie gesehene Pflanzen und eine neue Art Eisvogel, lauerte auf den benachbarten Baumästen auf die unter ihm schwimmenden Fischgen. – Auf der andern Seite gelandet kamen wir in das Kirchspiel Inumerim, das wo obiger Fluss den Namen hat und wo wir auf die Strasse von Minas-Geraes trafen, die wir nun als die einzige zum Fusse des Stern-Gebirges (Serra d'Estrella) verfolgten. Dieser Weg ist den grösstentheil des Jahres überschwemmt und kaum dass in der trocknen Jahreszeit die Gewässer sich von ihm verlaufen. Gegen 12 Uhr langten wir in Mandioo am Fusse des Gebirges, das wir ersteigen mussten an, und obgleich die Hitze sehr gross war, so wollten wir doch die Reise nicht aufschieben. Eine vortreffliche breite gepflasterte Landstrasse führt zum Gipfel der Serra d'Estrella, die nach Barometer Messungen 3000 Fuss über dem Meere liegt, in vielen Krümmungen, so dass man ihre Länge auf 1 1/2 Legoa annimmt. Ehe dies nützliche Werk vollendet war, gingen bei schlechten Wetter oft Menschen und Thiere auf dieser steilen Bergstrase verloren. An den Seiten dieser Strase ohngefähr in einer Höhe von 2000 Fuss, fand ich Cyathen modularis. Willd. zu einer Höhe von 20 Fuss.

Von dem Gipfel der Serra d'Estrella hat man bei heiterem Wetter eine unvergleichliche Aussicht. Vor uns lag der vortreffliche grosse Hafen mit seinen manichfaltigen Inseln, ihn schliesen im Süden hohe Berge ein, an derem Fusse Rio-Janeiro liegt. Im Hintergrunde schäumte

das offne Weltmeer und unter unseren Füssen verschönerten das Bild, die grünen Hügel und Thäler.

Corrego Seco ist die erste Pflanzung die man auf dem Gebirge trifft und vom Gipfel 1/2 Legoa entfernt. Ein unbedeutender Bergbach fliest hier vorbei und in ihm schiesen die Jäger hiesiger Gegend viele Tapir (Tapirus Americanus, Linn). Noch 2 andere bedeutende Pflanzungen trifft man ehe man zum Pater Correo komt der 2 Legoas von Corrego Seco entfernt ist. – Durch abgerissne Felsenmassen und Abgründe die die grade Richtung des Weges unterbrechen, durch ein zu allen Seiten undurchdringliches Dickicht, welches durch Schlingpflanzen die hier so üppig wuchsen, dass oft auf grossen Strekken mit ihrem grünenden Teppich alle Bäume und andere Pflanzen überzogen waren, unzugänglich wurde, und durch die rauschenden Bergbäche bekam die Gegend ihr fürchterlich schönes Ansehen.

Wir erreichten endlich gegen 4 Uhr das Gut des Paters in dessen Nähe grosse Striche Landes mit Mais, Baumwolle, Quitten, Pfirsich und Äpfelbäumen bepflanzt waren. Clima und Boden sind dem Anbau der so eben genannten Früchten sehr günstig und der Pater der jährlich 5 Millionen Pfirsiche nach Rio-Janeiro sendet, bereichert sich durch den Verkauf der Früchte. Sollte man glauben dass ein solches Beispiel nicht Nacheifrer erwecken müsste? Für Caffe ist die Höhe weniger vortheilhaft und alle Caffebäume und der Pisang waren in der Mitte des Juny verfroren.

Ein Vogel den die Einwohner Anú; Linné hingegen Crothophagi Ani nennt wird für ein fürtreffliches Heilmittel in der venerischen Krankheit genossen, gehalten; er ist sehr häuftig an dem Fusse der Serra d'Estrella, sein Fleisch ist sehr trokken.

July 1. Am folgenden Morgen nahm mein Reisegefährde Abschied und traht den Rückweg an; ich hingegen setze meine Reise nach Sumidouro, einer Pflanzung die 2 Legoas vom Pater Correo entfernt ist fort. Der Weg lief grösstentheils an der Seite der Piavanha, ein in hohen Ufern nicht schnellfliessender aber durch mehrere Wasserfälle unterbrochner Bergfluss. In der Regenzeit wenn der Fluss wie man hier sagt, voll ist, fangen die Nachbarn verschiedne Arten von schmackhaften Fischen, die wie ich glaube aus dem Paraiba, in dem die Piavanha ohngefähr 10 Legoas von hier fällt, kommen. – Die Natur war jetzt hier im Schlummer und überall hatte der Frost auf dem Gebirge geschadet; selbst die Blätter wilder Bäume z.B. Cecropia peltata waren von Kälte schwarz geworden.

Mit allgemeiner Freude wurde ich in Sumi douro von meinem Be-

kanten, dem guten Bernardo und seiner Familie empfangen, da ich ihnen meinen Entschluss hier meinen künftigen Reisegefährden den Herrn Wilhelm von Eschwege zu erwarten, mittheilte. Gastfreundschaft hatte mich diesen guten Menschen verbunden und jetzt abermals gaben sie mir die schönsten Beweise dieser Tugend; nachdem ich nehmlich hier einen ganzen Monat zugebracht hatte, nahm man auch nicht die mindeste Bezahlung für Nahrungsmitteln Wäsche u.s.w. – Im allgemeinen ist Gastfreundschaft in Brasilien zu Hause, allein an Landstrassen, so wie die nach Minas-Geraes, findet man fast keine Spur davon und der Fremde wird oft aller Art von übertriebnen Forderungen, da wo er übernachtet, ausgesetzt. Wer dieses vermeiden will, dem bleibt kein ander Mittel als Kochgeschirr mit zu führen und wo er übernachtet, seine schwarze Bohnen und sein getrocknetes Fleisch durch seine Leute sich zubereiten zu lassen. Dieses sind die alltäglichen Nahrungsmitteln hier in Brasilien; statt Brod dient das Mehl von Mandioc (Jatropha Manihot. Willd), gewöhnlicher jedoch auf dem Gebirge und ganz Minas-Geraes, das vom Mais. Man schüttet beim gemeinen Manne mehrere Teller von solchem Mehle auf den Tisch oder setzt es auch in Körbchen vor, wo denn ein Jeder mit den Fingern zulangt und das Mehl sehr geschickt ohne dass etwas daneben fiele, in den Mund zu werfen versteht. Das an der Luft getrocknete schwach gesalzne Fleisch kommt besonders von Rio-Grande und da die Consumation in ganz Brasilien erstaunlich gross, so macht es einen der bedeutendsten Erwerbzweige jener Capitanie.

Vielleicht kein Land in der Welt bietet dem Menschen zu seinem Unterhalt und seiner Gemächlichkeit so hülfreich die Hand, als Brasilien. Hier braucht der fleissige Landmann nicht die Haelfte des Jahres verfliesen zu sehen, ohne zu ernten; keine Heitzung und hundert andere Mittel mit welchen wir uns im Norden gegen die Strenge unseres Climas in Schutz setzen müssen, werden hier erfordert und dennoch lebt der gemeine Mann, in unserm ungünstigen Norden weit besser, als hier der gemeine Brasilianer.

Die Weiber der Europäer oder ihre Abkömlinge – nicht die Urbewohner – sind erstaunlich fruchtbar und es ist nicht selten Mutter mit 15 bis 24 Kinder zu finden. Auch mein Wirth hatte 12 schon erwachsne Kinder, die sich jedoch alle auf seinem eignem Boden, den er vor ohngefähr 20 Jahre für 1000 Crusaden gekauft und der an 2 Quadratmeilen beträgt, mit ihrer Familie anbauen können. Einfachheit der Sitten, Geradheit und Dinstwilligkeit, zeichnen die Gebirgsbewohner hier aus. Der alte Bernardo war das Orakel seiner Gegend und der beste Kraeu-

terkenner; letzteres lies mich um so mehr bedauern dass Folge der Jahreszeit äusserst wenige Pflanzen blüheten. Auf Zoologie sahe ich mich daher hauptsächlich beschränkt und in der That ich brachte mit der Hülfe von Bernhardi Söhnen in einem Monate an 200 Saeugethiere und Voegel, auch eine verhältnissmässige Anzahl Insekten zusammen. — Die Jagd ist hier sehr ergiebig; obgleich Rehe, wilde Schweine, Tapire u.s.w. fleissig gejagt werden, so merkte man doch nach dem Zeugnisse der Nachbarn, wenig Abnahme. Das Fleisch der Papagayen, der Pefferfrase (Pfefferfresser), selbst der Spechte wird hier in ganz Minas-Geraes, gegessen; doch kommt es bei weitem dem von Penelope (Penelope Cumanensis christerta Linn.) nicht bei. Beide letztere Voegel, die die Wilden, wie ich nachher erzählen will, zahm zu machen verstehen und die in der Gefangenschaft sich mehren, müssen ein vortheilhaftes Geschenk für Europa werden.

Mein Wirth, seine Familie und die täglich eintreffenden und vorüberziehenden Maulthiere mit ihren Treibern, waren die einzigen Gegenstände, die mich in dieser wilden Gebirgsgegend in etwas zerstreueten wenn ungestümes Wetter das Durchstreifen des Gebirges nicht erlaubte.

Jeden Tag passierten 220—250 Maulthiere die zum Theil von Minas-Geraes kamen und die hauptsächlich mit Speck, Baumwolle, Kaesen, Caffé, und Zucker beladen waren; oder die von Porto d'Estrella, mit Salz, Eisen und engl. Waaren aller Art zurückgingen. Ohne Maulthiere würde dieser Verkehr nicht statt finden können; oder wenn man Pferde, die bei weitem nicht so dauerhaft sind, anwenden müsste, sehr erschwert werden. Die Ladung eines Maulthieres ist gewöhnlich 250—300 U und wird wo möglich im Gleichgewicht zu beiden Seiten, von einem mit Stroh hoch aufgepolsterten Sattel angehängt. Mit dieser Last legt das Thier täglich 5—8 Stunden zurück. An den Orten der Nachtquartiere werden die Ladungen und die Sättel in der offnen Scheune (Ranjo) die überall auf dem Wege bei den Wohnungen der Gutsbesitzer sich befinden und denselben viel einbringen, weil der Maulthiertreiber hier den Mais für seine Thiere kaufen muss; abgenommen und in Reihen gesetzt. Die Maulthiere treibt man wenn es frühe ist auf die Weide, von der sie gegen Abend von selbst sich einstellen um Mais zu fressen, den jedem in einem Sacke umgebunden wird. Nach dieser Mahlzeit gewöhnlich bei Sonnen-Untergang, treibt man sie zurück auf die Weide wo sie die Nacht zubringen sollen; da diese Weiden aber grösstentheils im Walde und von allen Seiten offen sind, so verlieren den folgenden Morgen die Treiber, oft Stunden mit dem Suchen, indem sich die Thiere entweder im Dickicht versteckt, oder gar während der Nacht auf die oft Meilen

weit entfernte Weide des vorhergehenden Tages entflohen sind. Letzteres wird oft Ursache dass Reisende ein oder mehrere Tage stille liegen müssen. – Hat dagegen kein Unfall die Reise verzögert, so setzt man solche am folgenden Morgen, nachdem man den Thieren abermals eine Ration Mais gab, fort. Diese geht weit besser von Statten wenn die Maulthiere alle zahm sind; finden sich aber unter der Truppe noch mehr oder weniger wilde, so muss der Treiber sehr auf der Hut sein; zuweilen gehen solche durch, da sie aber gerade vorwärts laufen, so findet man sie wieder und hat nur dann Schaden wenn die Ladung in zerbrechlichen Gegenständen bestand. Jedem Reisenden dem Fremden besonders, so nicht mit eignen Thieren reisst, will ich den Rath geben sich nicht allein auf die Versicherung des Treibers, dass die Maulthiere zahm seien, zu trauen. Ich hätte auf diese Art bei der Rückreise, beinahe meine ganze Insekten-Sammlung verloren.

Dem Reisenden stellen sich in Brasilien so viele Hindernisse durch den Mangel an Strasen und Bevölkerung – so wie durch die ungezähmten Urbewohner, an vielen Orten, entgegen, dass es gar nicht nöthig gewesen wäre, diesem noch die lügenhafte Übertreibungen von reissenden Thieren und giftigen Schlangen hinzuzufügen; auf erstere nehme daher der Rücksicht, so nach mir das Innere von Brasilien bereisen will und dem ich hier kurz die Art zu reisen schildern will.

Zu einer Reise nach dem Innern, muss sich der Reisende auf jeden Fall mit Maulthiere versehen, deren wenn er die Absicht hat, naturhistorische Sammlungen zu machen, nicht weniger als 4 sein dürfen und zu denen man suchen muss, einen guten Treiber zu bekommen, der nicht allein die Lastthiere gut zu behandeln, worauf oft alles ankommt, versteht, sondern der auch schon andre Reise gemacht hat. Ausser dem Gepäcke so man mitnimmt, muss man darauf Rücksicht nehmen, ein Maulthier jeder Zeit bereit zu haben, dem man, wenn man in jene menschenleeren Gegenden des Inneren kommt, den nöthigen Proviant, womit man sich in der nächsten Villa versah, aufladet. Pulver, Schrod, gute Flinten, Kochgeschirr, eine Hangmatte und die nöthigen Gerätschaften zum Beschlagen der Maulthiere und zum Ausbessern der Sattel, sind unumgänglich nothwendige Dinge. Eben so nehme man Gegenstände von denen man nicht gewiss weiss, dass sie im Innern zu haben sind, wenn solche zur Reise notwendig, lieber gleich von der Hauptstadt oder sonst einem bedeutenden Orte, mit. Eine gute Doppelflinte hat in jeder Hinsicht vielen Werth wenn es auch nur darum wäre, dass die Wilden, wenn sie zwei Schüsse, ohne vorher zu laden, abfeuern sehen, sich einbilden, dass man ein solches Gewehr nie zu laden brauche, und

daher sich ausserordentlich fürchten; was im Anfange, ehe man ihr Zutrauen gewann, mehrmalen mir nützte.

Man wird besser thun die Tagereisen klein, nicht weiter als 3—4 Legoas (18 Legoas machen 15 deutsche Meilen) zu machen, theils um die Thiere zu schonen, theils um mehr Beobachtungen anstellen zu können. Befolgt man dieses so wird man sich freilich genöthigt sehen weit öfter im Freien zu bleiben; allein man reist mit mehr Nutzen. — Schlägt man im Freien das Nachtquartier auf, so wähle man einen Ort wo die Lastthiere gutes Futter finden. Das Gepäcke wird hier zusammengestellt und mit den Ochsenhäuten die es auf der Reise gegen Regen sichern auch jetzt gedeckt; an 3 oben zusammen gebundnen Stökken, die in die Erde gesteckt werden, wird der Kochtopf über das angemachte Feuer gehängt und die Hangmatte zwischen zwei Bäumen ausgespannt. Vermuthet man dass es während der Nacht regnen könnte, so wird eine Ochsenhaut, die zusammen gelegt, während der Tagereise zum Schutz der Ladung gedient über einen Strick über der Hangmatte, so aufgehängt, dass solche zu beiden Seiten an derselben herabhängt; auf welche Art man für Nässe geschüzt ist. Gewöhnlich unterhält man während der Nacht Feuer, doch mehr aus der Absicht sich daran zu wärmen, indem die Nächte immer kühl oft selbst kalt sind, als Reisende-Thiere dadurch abzuhalten: um dieses Feuer legen sich der Treiber und die Diener. Weiss man gewiss dass keine Urbewohner oder Buschneger in der Nähe sind, so ist es nicht nöthig Wache während der Nacht zu halten, denn in Brasilien beraubt zu werden, ist äusserst selten. Weit vorzuziehen ist es immer, wenn möglich, eine Pflanzung zum Nachtquartier zu wählen, denn durch starke Gewitter, werden zuweilen die Nächte in Waldungen, aus Gründe die ich nachher angeben will, schrecklich.

Noch ein anderes Hinderniss findet man beim Reisen durch die vielen Flüsse, von denen Brasilien durchschnitten wird und die oft zu tief um durchreiten zu können, sind. So verlieret man oft mehrere Tage, mit dem Aufsuchen einer seichten Stelle; oder eines Canoés und zuweilen findet man letzeres am entgegen gesetzten Ufer, aber den Besitzer nicht gegenwärtig der zu entfernt wohnend um die rufende Stimme des Reisenden zu hören. Da ist es gut wenn jemand durch Schwimmen aus der Verlegenheit hilft und oft muss der Reisende dies selbst thun, wenn es ihm nicht wie seinen Begleitern, an Muth und Geschicklichkeit hierzu fehlt.

Vom Monate Mai bis October und November, welches die trockne Jahreszeit ist, muss der Reisende so das Innere will kennen lernen; seine

Reisen unternehmen und er wird besser thun während der Regenzeit, sich an einem Orte aufzuhalten dessen Merkwürdigkeiten ihn beschäftigen, als in dem anhaltenden Regen ohne viele Beobachtungen machen zu können, herumzureisen. Viele der Flüsse sind alsdenn so angeschwollen, dass solche entweder gar nicht oder nur mit der grössten Gefahr zu passieren sind.

Man kennt in ganz Minas-Geraes und schon hier auf dem Gebirge, keine andere Art zu reisen, als die mit Maulthieren; so wie den auch das Terrain den Gebrauch von Wagen unmöglich macht; doch bedient man sich zum Reiten auch der Pferde: überhaupt sind alle Männer in Minas-Geraes, gute Reiter und selbst von den Frauenzimmern, die ebenfalls beständig reiten, verdienen viele diesen Namen. Letztere sitzen wie die Männer zu Pferde, was sie zum Gebrauche von Beinkleider über die sie ein weisses Reitkleid ziehen, nöthigt.

Eine Stunde von Sumidouro nördlich, liegen von allen Seiten mit hohen Felsen und Wäldern umgeben, die Wohnungen zweier Brüder, die diese Gegend in friedlicher Eintracht bewohnen, die sonst der Tummelplatz der Urbewohner gewesen zu sein scheint. Man findet nehmlich, ausser den Bruchstükken ihrer irdnen Töpfe, 3 runde Gruben, jede vom Umfange von 40 Fuss, mit Knochen angefüllt; also ein Beweis von einem gemeinschaftlichen Begräbnissplatze, von dem ich jedoch unter denen von mir besuchten Wilden, wie wir in der Folge hören werden, keine Spur fand.

Obgleich der Sandfloh (Pulea penetrans) in ganz Brasilien verbreitet ist, so fand ich ihn doch diesmal in erstaunlicher Menge auf dem Gebirgsrücken von der Serra d'Estrella bis nach Paraiba. Oft, behauptete man hier wird dieses beschwerliche Insekt, die Ursache von langweiligen Fussgeschwüren, wesswegen ich es näher beschreiben will. – Die Grösse des Sandflohes beträgt kaum den 4ten Theil des gemeinen Flohes, der den Sandfloh an Farbe, Gestalt und in den Sprüngen gleicht. Durch die Bestimmung jedoch seine Eier unter die Haut von Menschen und Thieren zu legen wird der Sandfloh weit beschwerlicher. Er ziehet zu diesem Geschäfte, die Stelle unter den Nägeln der Zehen und die Fussohlen, andern Theilen des Körpers vor; obgleich er auch an den Fingern und den Armen getroffen wurde. Nur das Weibchen bort sich in die Haut und legt daselbst seine Eier, die nach und nach grösser werden und endlich ihre Gegenwart durch ein Jucken verrathen; welches der rechte Zeitpunkt ist, die Stelle der Haut mit einer Nadel zu öffnen und die Eier, die von weisser Farbe und jetzt 400–500 mal mehr wiegen als die Mutter auszudrücken. Gewöhnlich findet man die Mutter

nicht mehr am Leben, sondern sie liegt an der Öffnung des häutigen Sackes, so ihr Nachwerk zu sein scheint und ihre Kinder enthält. Die durch das Ausdrücken der Eier, zwischen der Haut und dem Fleische, entstandne Höhlung, füllt man gewöhnlich, um die etwa nachgebliebnen Eier zu zerstören, mit Schnupftabak oder irgend einer Fettigkeit aus. Das Ausziehen verursacht nicht den mindesten Schmerz und es ist irrig wenn man glaubt dass der Sandfloh grosse Strekken in das Fleisch eindringe. Nach einigen Tagen ist gewöhnlich die reinlich gehaltne Wunde geheilt; allein zu langer Aufschub oder zu grosse Beschleunigung die Eier des Sandflohes auszuziehen sind gewöhnlich beide nachtheilig. — Einst zog ich nach einer kleinen Reise, an einem Fusse an 20 verschiednen Stellen, die Eier dieses Insektes, ohne die mindeste Folge aus. — Sonderbar ist es dass die Urbewohner behaupten, von dem Sandfloh verschont zu bleiben.

Am 29. July hatte ich endlich das Vergnügen den Herrn von Eschwege von Rio-Janeiro hier anlangen zu sehen und am folgenden Morgen setzten wir die Reise zusammen fort, nachdem ich zuvor meine gesammelten Naturalien nach Rio-Janeiro abgesand hatte. Auf unserem heutigen Wege fanden wir mehr Pflanzungen als wir gehofft hätten, aber wenige Cultur. Selten nur ergötzten uns Singvögel durch ihren Gesang und wenn dieses der Fall war so war das Gefieder der Sänger nicht vorzüglich.

Die grösste Pflanzung die wir trafen war Zabolla ohngefähr 2 Stunden von Governo entfernt. Zabolla hat eine Kirche und liegt an einem grossen Bergteich, dessen überströmendes Wasser zu Mühlen-Getrieben angewand wird. Schon durch die schöne Lage zeichnet sich die Pflanzung aus: zwar umschliessen auch hier hohe Gebirge die Aussicht, von allen Seiten; allein der Teich, etwas Cultur und die wohlgebauten Wohnhaeuser, machen einen gefälligen Eindruck.

Ich fand zwischen Zabolla ein 3zehiges Faulthier (Bradypus tridachylus, Linn) das ganz langsam an der Seite des Weges kroch; obgleich man dem Thiere es ansah, dass es sich anstrengte zu fliehen so kam es doch nur langsam aus der Stelle und ich tödete es mit mehreren Schlägen ins Genicke. — Die grossen Blätter von Cecropia peltata, dienen diesem sonderbaren Thiere zur Nahrung. Es verlässt einen solchen Baum nicht eher, bis alle Blätter aufgezehrt sind, worauf es sich, den Kopf zwischen den Beinen, herabwirft. Wen es mit den grossen scharfen Klauen anfasst, den lässt es nicht los, sondern man muss ihm die Beine abschneiden. Die Portugiesen behaupten, dass das Fleisch des Faulthieres, genosssen, Schlaf erwecke, allein die Neger denen ich das

Fleisch des getödeten zu essen gab, blieben munter, obgleich sie es sich hatten gut schmecken lassen. – Man stellt diesem Thiere nur wegen dem Felle nach, das zu Pferdedecken angewendet wird. Wenn man ein Faulthier auf dem genannten Baume findet, so hauet man solchen um und tödet das Thier; hingegen mit Feuergewehr kommt man ohne dieses selten zum Zwecke, denn wenn man auch das Faulthier, tödtlich verwundet, so klammert es sich doch so fest an und bleibt selbst im Tode in dieser Stellung, dass man zuletzt doch den Baum umhauen muss, um seiner habhaft zu werden. – Es giebt viele Gegenden in Brasilien wo das Faulthier gar nicht getroffen obgleich sein Futter überall wächst und wieder andere wo es zahlreich vorkommt.

Gouverno das 6 Legoas von Sumidoure entfernt ist, erreichten wir gegen Abend. Die Pflanzung ist nicht unbedeutend, allein die Bewirthung ist herzlich schlecht: der Besitzer unzufrieden dass man den Fremden den Zutritt in Brasilien erlaubte, liess mich dieses besonders auf einer früheren Reise, wo er mir und meinem jungen müden Reisefährden, selbst eine Matte zum Schlafen weigerte empfinden. Er liess uns damals das schlechteste Zimmer anweisen, auf dessen Boden wir uns in der Nähe eines aufgethürmten Maishaufen ohne Nachtessen niederstreckten; da nun aber das Haus, von Ratten der allgemeinen Landplage wimmelte und diese während der Nacht grösstentheils den Weg zum Mais über uns nahmen, so gewährte uns der Schlaf wenig Erhohlung. – Etwas besser nahm man uns heute auf, doch waren wir froh, als wir am folgenden Morgen die Pflanzung im Rücken hatten.

Encruzelhada ist 3/4 Stunden von Paraiba und 2 von Goverment entfernt; es hat seinen Namen daher weil sich hier ein zweiter Weg von der Hauptstadt, der zu Land um den Hafen führt, mit dem über die Serra d'Estrella, kreuzt. Bei schlechtem Wetter ist jedoch der Weg um den Hafen kaum zu passieren.

Um 10 Uhr kamen wir an den Fluss Paraiba der wegen der langen Dürre erstaunlich schmal war, an. Wir warteten hier auf die nachfolgenden Lastthiere und setzten darauf mit solchen in der zur Überfahrt bestimmten Barke über. Die Paraiba ist an der Überfahrt ohngefähr 150 Schritte breit, aber wie alle brasilianischen Flüsse von höchst ungleicher Tiefe und voller niederer Wasserfälle was auch sie unschiffbar macht. Der Fluss ist hier nur 1500 Fuss über dem Meere erhaben, in das er sich erst nach einem Laufe von 30 Legoas ergiesst; folglich kann sein Lauf nicht sehr schnell sein. Auf seiner linken Seite ist ein so genanntes Resisto, oder königliches Wachhaus, um den Schleichhandel mit Gold und Diamanten zu hindern. Nach Minas Geraes ge-

hende Reisende müssen hier als der Gränze den Capitanie, die Pässe vorzeigen, was uns jedoch nicht aufhielt. — Von hier setzten wir unsere Reise nach Farinha, einer Pflanzung die 2 Legoas von Paraiba entfernt ist, fort. Die Gegend war jetzt noch öder und wilder als jenseits des Flusses und die Bemerkung dass es Brasilien an fleissigen Händen fehle, fiel immer mehr in die Augen. Die Natur verbessert den Mangel einigermassen durch Fruchtbarkeit. Der Mais trägt hier 250 fältig und so verhältnissmässig die wenigen Gegenstände auf die sich der armselig betriebne Ackerbau hier beschränkt siehet; als: Bohnen, Mandiok, Zuckerrohr, Baumwolle und Reis.

Die Unzen richteten unter dem Hornviehe des Pflanzers bei dem wir eingekehrt waren, grosse Verwüstungen an und tödeten ihm selbst einen Esel; was nicht oft geschiehet den gewöhnlich nähren sich diese Raubthiere, von Rehen, wilden Schweinen, Kälbern u.s.w. Es giebt 4 verschiedne Katzen-Arten die man in Brasilien mit dem allgemeinen Namen Unzen belegt; sie sind: Telisonca, Felis pardatis, Felis discolor und Felis concolor, Linn. Ein anderer Reisende Herr Beyer, ein Schwede zählt auch, jedoch mit Unrecht, den königlichen Tiger (Felis tigris) hierher. — Die obengenannten brasilianischen Katzenarten sind dem erwachsnen Menschen nur gefährlich wenn er sie verwundet und da sind mir Fälle bekannt, dass der Jäger den nicht gut treffenden Schuss, mit dem Leben bezahlen musste. Die Jagd ist folgende: Wenn man Spur einer Unze hat, sucht man sie mit hierzu abgerichteten Hunden auf, bei deren Anblick die Unze einen Baum erklettert, zuweilen jedoch seltner, sich auch nur hinter einem dicken Stamme verbirgt. Letzterer Fall ist selten, kostet aber gewöhnlich mehreren Hunden das Leben; denn indem solche auf die Unze zu fahren, hascht sie den nächsten mit den Klauen, aus denen er selten lebendig herauskommt und der Jäger verlieret so seine Hunde, ohne nicht einmal zum Schuss kommen zu können. Klettert hingegen die Unze auf einen Baum, so kommt es nur darauf an, dass der Jäger gut zu treffen versteht. Ist dieses nicht der Fall und hat er keinen Gefährden oder keine Doppelflinte, welche letztere jedoch in Brasilien äusserst selten sind, so springt die Unze mit drei Sprüngen, wie man beobachtete, auf den Schützen um den es den gewöhnlich geschehen ist. Aber selbst Beispiele hat man dass die verwundete Unze im Angesicht des Jagdgefährden, den ungeschickten Schützen zerrissen. Ein traueriger Fall der Art trug sich vor kurzen in der Nähe von Sumidouro, zu. Zwei Brüder gingen auf die Jagd einer Unze; die seit einiger Zeit die Gegend durch Raub beunruhigte; sie trafen sie und der jüngere Bruder hatte das Unglück die Unze nicht

Bekanntmachung dieser wenigen Bogen leitete, schon ein solches Verfahren heischt. – Da wo ich hoffen konnte in der Folge nähere Aufschlüsse für Beobachtungen zu sammeln die ich nicht genug prüfen konnte, schwieg ich entweder ganz oder erwähnte der Sache nur wie ich sie sahe, ohne Entscheidung; hingegen bei dem Zustande des Sklavenhandels und der Beschreibung der von mir besuchten Völkerschaften den Urbewohner, glaubte ich umständlicher sein zu dürfen, da ich über ersteren seit 2 Jahren, mit der grössten Aufmerksamkeit Stoff sammlete und das Vergnügen hatte, meine Beobachtungen mit denen von Mendes übereinstimmend zu finden; und ebenso glaubte ich, dass alle meine bei den Wilden gesammleten Bemerkungen für den Leser Werth haben dürften, da ich weder Beschwerden noch Gefahr scheuete, diese Urbewohner Brasiliens, in ihren Wäldern aufzusuchen und in ihrem natürlichen Zustande zu beobachten.

Meine Reisen in Brasilien die ich jetzt im Begriff stehe fortzusetzen, werden mir Gelegenheit geben meine Nachrichten über dieses wichtige Land, ferner bekannt zu machen, wenn ich hoffen darf dass man mit Nachsicht meine Beobachtungen die grösstentheils in brasilianischen Wäldern, mit äusserst wenigen Hülfsbüchern zusammengestellt wurden, aufnehmen wird.

Rio-Janeiro im Mai 1815

der Verfasser



ERSTER ABSCHNITT

Reise nach Villa-Rica; Bemerkungen über das Goldwaschen; das Vorkommen des Eisens, des biegsammen Sandsteines u.s.w.

Nach einem Aufenthalt von 9 Monaten, verliess ich am 29 Juny 1814 die neue Koenigsstadt Rio-Janeiro und schiffte mich an der Praya dos Mineiros, in einer von den Barken ein, die bestimmt sind den Verkehr mit Porto-d'Estrella, dem jenseits des Hafens gelegenem Sammelplatz, der von und nach Minas-Geraes gehenden Waaren, zu erleichtern. Mit dem gegen Mittag blasenden Seewinde, stossen diese Fahrzeuge von dem Lande und oft schon nach einer Stunde, bei frischem Winde, ist die Stadt mit ihren vielen Thürmen, denen in ihrer Nähe liegenden kleinen Inseln und der Menge der an ihren Seiten geankerten Schiffe aller Art, hinter der grossen Insel de Governator, verschwunden. Jetzt ergötzt noch der Eingang in den Hafen oder ein und auslaufende Schiffe, den Reisenden, bis auch zuletz diese hinter neuen Inseln verschwinden und die Barke bald darauf in den trüben Morastfluss Inumerim einläuft, der durch niedre mit Schilf und Gebüsch bewachsne sumpfige Ufern dahin schleicht. Gewöhnlich ist unterdessen der Abend eingebrochen und nun belästigen unzählbare kleine Mosquitos (Culex) für denen man sich nicht immer durch in der Barke angezündetes Feuer schützen kann, den Reisenden.

Porto-d'Estrella ist ein elender Ort von ohngefähr 50 Häuser und ist 142 Stunde von der Einfahrt in den Inumerim, an der Seite dieses Morastflusses gelegen. Es mangelt hier an allen Bequemlichkeiten für den Reisenden und da man selten vor Nacht anlangt, so zog ich es vor, auf dem halben Wege dem Flusse hinauf, auf dem Gute des Staatsminister d'Araujo, zu übernachten und mein Gepäck under Aufsicht vorausgehen zu lassen.

Am folgenden Morgen setzte ich die Reise in Begleitung meines Freundes, bei dem ich übernachtet hatte, des Obersten da Sauza fort. Es war noch nicht 3 Uhr da wir den Landsitz verliesen und den durch angebaute Felder, sich schlängelnden Fusssteig verfolgten. Der Mond beleuchtete hinlänglich diesen und die uns umgebenden Gegenstände:

[illegible] sie es sich [illegible] — Man stellt diesem Thiere nur wegen dem Felle nach, das zu Pferdedecken angewendet wird. Wenn man ein Faulthier auf dem genannten Baume findet, so haut man solchen um und tödtet das Thier, hingegen mit Feuergewehr kommt man ohne dieses selten zum Zwecke, denn wenn man auch das Faulthier tödtlich verwundet, so klammert es sich doch so fest an und bleibt selbst im Tode in dieser Stellung, dass man zuletzt doch den Baum umhauen muss, um seiner habhaft zu werden. — Es giebt viele Gegenden in Brasilien wo das Faulthier gar nicht gefunden, ungeachtet sein Futter überall wächst und wieder andere wo es zahlreich vorkommt.

Governo das 6 Legoas von Sumidouro entfernt ist, erreichten wir gegen Abend. Die Pflanzung ist nicht unbedeutend, allein die Bewirthung ist herzlich schlecht; der Besitzer unzufrieden dass man den Fremden den Zutritt in Brasilien erlaubte, liess mich dieses besonders auf einer früheren Reise, wo er mir und meinen jungen müden Reisegefährten, selbst eine Matte zum Schlafen weigerte, empfinden. Er liess uns damals das schlechteste Zimmer anweisen, auf dessen Boden wir uns in der Nähe eines aufgethürmten Maishaufen ohne Nachtessen niederstreckten; da nun aber das Haus von Ratten der allgemeinen Landplage wimmelte und diese während der Nacht grösstentheils den Weg zum Mais über uns nahmen, so gewährte uns der Schlaf wenig Erhohlung. — Etwas besser nahm man uns heute auf, doch waren wir froh, als wir am folgenden Morgen die Pflanzung im Rücken hatten.

Encruzelhada ist 3/4 Stunden von Paraiba und 2 von Goverment entfernt; es hat seinen Namen daher weil sich hier ein zweiter Weg von der Hauptstadt, der zu Land um den Hafen führt, mit dem über die Serra d'Estrella, kreuzt. Bei schlechtem Wetter ist jedoch der Weg um den Hafen kaum zu passieren.

Um 10 Uhr kamen wir an den Fluss Paraiba der wegen der langen Dürre erstaunlich schmal war, an. Wir warteten hier auf die nachfolgenden Lastthiere und setzten darauf mit solchen in der zur Überfahrt bestimmten Barke über. Die Paraiba ist an der Überfahrt ohngefähr 150 Schritte breit, aber wie alle brasilianischen Flüsse von höchst ungleicher Tiefe und voller niederer Wasserfälle was auch sie unschiffbar macht. Der Fluss ist hier nur 1500 Fuss über dem Meere erhaben, in das er sich erst nach einem Laufe von 30 Legoas ergiesst; folglich kann s[illegible]f nicht sehr schnell sein. Auf seiner linken Seite ist ein so g[illegible]isto, oder königliches Wachhaus, um den Schleichha[illegible] und Diamanten zu hindern. Nach Minas Geraes ge-

hende Reisende müssen hier als der Gränze den Capitanie, die Pässe vorzeigen, was uns jedoch nicht aufhielt. — Von hier setzten wir unsere Reise nach Farinha, einer Pflanzung die 2 Legoas von Paraiba entfernt ist, fort. Die Gegend war jetzt noch öder und wilder als jenseits des Flusses und die Bemerkung dass es Brasilien an fleissigen Händen fehle, fiel immer mehr in die Augen. Die Natur verbessert den Mangel einigermassen durch Fruchtbarkeit. Der Mais trägt hier 250 fältig und so verhältnissmässig die wenigen Gegenstände auf die sich der armselig betriebne Ackerbau hier beschränkt siehet; als: Bohnen, Mandiok, Zuckerrohr, Baumwolle und Reis.

Die Unzen richteten unter dem Hornviehe des Pflanzers bei dem wir eingekehrt waren, grosse Verwüstungen an und tödeten ihm selbst einen Esel; was nicht oft geschiehet den gewöhnlich nähren sich diese Raubthiere, von Rehen, wilden Schweinen, Kälbern u.s.w. Es giebt 4 verschiedne Katzen-Arten die man in Brasilien mit dem allgemeinen Namen Unzen belegt; sie sind: Telisonca, Felis pardatis, Felis discolor und Felis concolor, Linn. Ein anderer Reisende Herr Beyer, ein Schwede zählt auch, jedoch mit Unrecht, den königlichen Tiger (Felis tigris) hierher. — Die obengenannten brasilianischen Katzenarten sind dem erwachsnen Menschen nur gefährlich wenn er sie verwundet und da sind mir Fälle bekannt, dass der Jäger den nicht gut treffenden Schuss, mit dem Leben bezahlen musste. Die Jagd ist folgende: Wenn man Spur einer Unze hat, sucht man sie mit hierzu abgerichteten Hunden auf, bei deren Anblick die Unze einen Baum erklettert, zuweilen jedoch seltner, sich auch nur hinter einem dicken Stamme verbirgt. Letzterer Fall ist selten, kostet aber gewöhnlich mehreren Hunden das Leben; denn indem solche auf die Unze zu fahren, hascht sie den nächsten mit den Klauen, aus denen er selten lebendig herauskommt und der Jäger verlieret so seine Hunde, ohne nicht einmal zum Schuss kommen zu können. Klettert hingegen die Unze auf einen Baum, so kommt es nur darauf an, dass der Jäger gut zu treffen versteht. Ist dieses nicht der Fall und hat er keinen Gefährden oder keine Doppelflinte, welche letztere jedoch in Brasilien äusserst selten sind, so springt die Unze mit drei Sprüngen, wie man beobachtete, auf den Schützen um den es den gewöhnlich geschehen ist. Aber selbst Beispiele hat man dass die verwundete Unze im Angesicht des Jagdgefährden, den ungeschickten Schützen zerrissen. Ein traueriger Fall der Art trug sich vor kurzen in der Nähe von Sumidouro, zu. Zwei Brüder gingen auf die Jagd einer Unze; die seit einiger Zeit die Gegend durch Raub beunruhigte; sie trafen sie und der jüngere Bruder hatte das Unglück die Unze nicht

tödtlich zu verwunden, die sich, ehe der Ältere den das Gebüsch hinderte, schiesen konnte, auf den Jäger stürzte. Zwar schoss sie hier der ältere Bruder todt, aber es war zu spät den die Unze hatte die Kehle durch bissen und der Unglückliche gab bald darauf den Geist auf. — Sonst wird die Unzenjagd einigermassen durch das Fell, das man hier mit? ... bezahlt belohnt; da sie aber gefährlich, so legt man oft Selbstschüsse um Unzen zu töden, in der Nähe der von ihnen getödeten Thieren, die sie während den Nächten besuchen um sich zu sättigen. Den wilden Schweinen stellen die Unzen besonders nach und lauern auf solche auf Bäumen; da nun diese Thiere gewöhnlich in grosser Anzahl beisammen sind, so wartet die Unze bis die Menge vorüber ist, den gewöhnlich einzelne hinten nachfolgen, die denn ihr Raub werden. — Mir ist kein Fall bekannt geworden dass Unzen Menschen anfielen, ohne vorher verwundet zu werden und ich selbst hatte Gelegenheit mich hiervon, im Certão d'Elbaité eines Tages zu überzeugen. Beim Ausgange aus einem engen Waldweg scheute mein Maulthier, ohne dass ich die Ursache hiervon gewahr wurde, doch brachte ich es mit Mühe vorwärts auf das freie Feld, wo ich kaum 20 Schritte vor mir eine Unze (Felis Onca Linn), gewahr wurde, die alle an Grösse die ich sah, übertraff. Mein Maulthier verrieht die höchste Unruhe, allein die Unze drehete sich von uns ab und ging langsam einem nahen Gebüsche zu, indem sie verschwand. — In der Folge, wenn ich gezwungen war im Walde zu übernachten, belästigte mich oft von allen Seiten, besonders in der Begattungszeit ihr Geschrei, aber nie näherten sie sich uns, wenn auch selbst unsere Feuer erloschen. Das Fürchterliche was uns also Reisende von diesen Raubthieren erzählten, waren erdichtete Verschönerungen ihrer Reisebeschreibungen.

Wir verliessen Farinha wo man uns gut aufgenommen hatte am 1ten August morgens um 7 Uhr und langten um 11 Uhr an dem Flusse Paraibuna an, der nach Barometermessungen, hier 900 Fuss über dem Meere erhaben ist. Er war jetzt sehr schmal und kaum 100 Schritte breit. Alle Reisende und Waaren die von Minas-Geraes kommen und abwärts nach Rio-Janeiro gehen, sind hier einer strengen Untersuchung ausgesetzt, zu welcher Absicht sich ein sogenanntes Resisto hier befindet, so eine zahlreiche Dienerschaft hat. Auch zahlt man in Paraibuna, so wenige Häuser ausser den königlichen, zählt, für die Überfahrt der Flüsse, welche Abgabe mit under dem Vorwande, die über die Serra d'Estrella führend schöne Strasse, so ich oben beschrieb, in gerader Richtung fortzusetzen, gehoben wird. Unter dessen ist das Werk seit 2 Jahren liegen geblieben und die bedeutende Einnahme in Parai-

buna wird zu weiterem Bedarf angewendet. — Vom Flusse hatten wir 2 Stunden zu reiten um nach Patrulha da Rozinha zu kommen das 2 Legoas weiter liegt und wo wir beschlossen hatten zu übernachten.

Den Weg den wir bis jetzt zurückgelegt hatten war äusserst wenig abwechselnd; die undurchdringlichen Waldungen und Berge, über den Weg rauschende Bergbäche, die die schlechte Strassen noch verschlimmerten; wenige Thiere und Menschen; alles dieses machte die Reise unangenehm. — Ein hoher Berg über den wir heute gekommen, zeigte uns nochmal die Serra d'Estrella und dos Orgos mit vielen der näheren Bergen, über die zum Theil unser Weg geführt hatte; eine ungeheure Strekke von so vielen Meilen, die aber dem Auge nichts zeigte als Wildniss und mit Recht bedauern lässt, dass hier Striche des fruchtbarsten Landes aus Mangel an Cultur und Menschen in einem Clima wüste liegen, das für das schönste, das beste der Welt, kan betrachtet werden, während in unserm ungünstigen Norden, oft kaum um den hundersten Theil, feindlicher Hass die Völker und Fürsten entzweit.

Hier lag jetzt die sogenannte Patroulle die aus 7 Soldaten und einen Capitain der gewöhnlich Capitain ist, bestehet. Es ist die Pflicht dieser berittnen Wache, alle Reisenden zu untersuchen; was sie denn auch, da 2/3 der konfiskirten Diamanten oder des Goldstaubes ihr zufällt, mit der grössten Strenge thut. Sie haben nie eine bestimmte Stelle sondern streifen von hier bis Paraiba. — Der Comandant dieser Spürer, den mein Reisegefährte kannte war heute unser Wirth; er behandelte uns mit Zuvorkommenheit und lies es uns am folgenden Morgen um so weniger bedauern dass eine Unpässlichkeit meines Gefährden, uns nöthigte liegen zu bleiben.

Auf der Rückreise traf ich mit der Patroulle in den obengenannten Farinha zusammen, woselbst sie mir das Weiterreisen untersagten und eine sehr scharfe Untersuchung anfingen, gegen welche ich aber Einwendungen machte da in meinen Pässen ausdrücklich gesagt war, dass man mich frei müsse passieren lassen. Ich sandte letztere sogleich zum neuen Commandanten, allein während der damit abgefertigte aussenblieb, konnte ich nicht verhindern, dass man selbst die Ladungen aus meinen Flinten zog, meinen jungen Wilden am ganzen Körper untersuchte und dass die Soldaten selbst mich mit Übermacht behandelten. Dieses alles jedoch hörte auf den Befehl des kommenden Commandanten augenblicklich auf, der sehr höflich um Verzeihung bat, dass man angefangen habe mich zu untersuchen und mich zum Tische einlud, was ich um so lieber annahm da ich diesmal vom Wirthe, der zu viele Gäste hatte nichts bekommen konnte. — Nach Tische, theils um diese Gefälligkeit zu

erwiedern; hauptsächlich aber um keinen Verdacht auf mir ruhen zu lassen, diese seltne Erlaubniss nicht untersucht zu werden, die ich dem Beförderer der Wissenschaften, den Staatsminister d'Araujo, zu danken hatte, gemissbraucht zu haben; zeigte ich meine Sammlungen, welche allen so viel Vergnügen zu machen schien, dass wir am folgenden Morgen herzlichen Abschied von einander nahmen.

So scharf die Untersuchungen auch sind, so ist es doch gewiss dass der Schleichhandel mit Gold und mit Diamanten der Krone vieles entziehet. Letzteres ist gefährlicher aber doch auch wieder von der andern Seite leichter, da es kleine Körper, die man hier und da unterbringen kann ohne befürchten zu müssen, entdeckt zu werden; doch fehlt es keinesweges an Beispielen Schleichhändler mit Diamanten ertappt zu haben. Gegenwärtig hatten solche Leute ein erstaunlich leichtes Mittel erwählt Diamanten zu schmukkeln, sie benutzen nähmlich die verschiedenen Künstlein, so die müssigen Weiber in Minas-Geraes zu machen wissen, und in Wachsarbeiten und Stickereyen bestehen. Dergleichen Diamanten bergende Gegenstände, setzen sie in ein Köfferchen mit einem wohlverkleisterten Glasdeckel und geben an den Resistos vor, dass solche für die königliche Familie oder einen Grossen von Hofe, Geschenke seien; wo die Ehrfurcht alsdenn jede verlezende Hand abhält.

In der Nachbarschaft von Patralha lebt ein alter aber geübter Unzenjäger, der wenn er Kunde erhält, dass ein solches Raubthier sich in der Nähe gezeigt, zum voraus die Haut verkaufet, und sie dem Käufer in wenigen Tagen überliefert: so gewiss ist er seiner Sache, dass er hierzu den Tag bestimmt.

Am 3ten August nahmen wir nach dem Frühstüke von unsern gefälligen Wirthe Abschied und setzten unsern Weg nach der 2 Legoas entfernten beträchlichen Pflanzung, die der König zum Theil vom Besitzer für die Beamten gepachtet, so hier den Zoll für die aufwärtsgehenden Waaren, erheben. Dieser ist beträchlich und selbst auf die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, bedeutend. So muss der Mineiro (der Name so man den Bewohnern der Capitanie Minas-Geraes gibt), für jede Arrobe (die Arrobe ist 32 M) 1125 Rees; von jedem Sacke Salz 800 Rees, zahlen. Auch der Negersklave entrichtet hier seine königl. Abgaben wenn er aufwärts gebracht wird; die an 700 Rees, betragen; doch wird er hier nicht abermals gestempelt. — Auf der Rückreise müssen Reisende so versiegelte Briefe mitnehmen, solche hier angeben und das Porto zahlen: eben so müssen die in der Capitanie vollirende Goldbarren unter Strafe der Confiscation hier angegeben werden und man

ist gehalten solche in der Hauptstadt sobald man daselbst anlangt in die Münze zu bringen. Die gestempelten spanischen Piaster so in Minas-Geraes 960 Rees gelten, verlieren in den andern Capitanien 160 und man muss daher nicht vergessen solche hier umzutauschen, auch gilt das Papiergeld von Minas-Geraes nicht weiter abwärts. – Die Pässe müssen hier vorgezeigt werden, aber man ist keiner Untersuchung auf der Rückreise unterworfen es sei dass die Patroulle, zufällig sich hier befände.

Gegen 1 Uhr führte unser Weg über einen ziemlich hohen Berg auf dessen Gipfel unzählige aus 2 Reischen bestehende Kreuze zu beiden Seiten des Wegs in den Boden gesteckt waren. Wir sahen auch dass diejenigen so uns begegneten alle dergl. Kreuze in der Hand trugen um sie aufzustecken. Wahrscheinlich suchet man dadurch irgend einen Schutzheiligen zu bewegen, dass er auf dem Rückwege mit dem hohen Berge verschone. – Wir hatten die Paraibuna heute öfter zur Seite gehabt und um 3 Uhr kamen wir in eine sehr wilde Gegend wo sie einen Wasserfall bildet. Doch werden von jetzt an die Berge niedrer und wir fanden schon kleine Flächen. Um 4 Uhr erreichten wir Juiz do Fora, welche Pflanzung 6 Legoas von Patrulha, wo wir übernachtet hatten entfernt war. Diese Pflanzung liegt in einer schönen freien Gegend und die Paraibuna fliesst an ihrer Seite hin. – Die bedeutendste Pflanzung so wir heute trafen war die von Mathias Barboso 1 Legoa entfernte Niuva.

Von Juiz do fora bis Chapeo d'Uvas ebenfalls einer bedeutenden Pflanzung, die wir am folgenden Tage erreichten, sind 6 Legoas. – Der Weg war noch immer sich gleich, aber die weissen Bewohner, waren seltner, dagegen Mulatten und Schwarze zahlreicher geworden. Weisse Frauen und ihre erwachsne Töchter sah man fast niemals, so dass man mit Rücksicht auf die vielen Mulatten glauben könnte, dass die Pflanzer nur mit Negerinnen Kinder zeugen; allein die vom Mutterlande übergebrachte Sitte, den Blicken der Fremden die Frauen zu entziehen, herrscht im Innern von Brasilien in ihrer ganzen Strenge. Eifersucht ist auch hier ein Caracterzug der Nation und giebt oft zum Morden Anlass. Überhaupt wird der Brasilianer seltner durch Raub oder Diebstahl zum Verbrecher: weit öfter ja fast immer wird er es durch Eifersucht, Kränkungen und Wortwechsel beim Spiele. Einmal gereitzt darf man selten Versöhnung erwarten: er rächt sich früher oder später; leider nicht selten durch Meuchelmord.

Am Wege trafen wir heute ein isoliertes Strohhüttchen in dem ein aussätziger Neger die Vorüberreisende um Almosen bittet. Die abscheu-



liche Krankheit des Aussatzes scheint sich zu mehren und ist schon jetzt nicht selten; wahrscheinlich Folge mit der Lebensweise, vielleicht gar des unmässigen Genusses vom Schweinefleisch, das in ganz Minas-Geraes tägliche Speise ist: ja ich habe Leute getroffen, die alles andere Fleisch für ungesund erklärten und sich einzig und allein vom Schweinefleisch ernährten. – Die Krankheit ist auch in Brasilien anstekkend und es wurde mir ein trauriger Fall erzählt, dass in einer Gegend durch eine damit behaftete feile Dirne, sie sich sehr vermehrt haben soll. – In der Nähe von Rio-Janeiro ist ein wohleingerichtetes Hospital für Aussätzige.

Am folgenden Morgen (den 5ten August) setzten wir die Reise fort. Auch heute trafen wir wenig Abwechslung; der Weg führte noch immer Berg auf, Berg ab, nur waren die Höhen weniger beträchlich als im Anfang der Reise. – Überall hatte der Frost geschadet und zwar in Thälern mehr als auf Höhen; dorten war also mehr Feuchtigkeit da es fror, als auf den Bergen. – 6 Legoas sind es von unserm Nachtlager nach Mantiquera das in einer öden von hohen Bergen eingeschlossnen Gegend liegt. – In der Nähe dieser Pflanzung stehet dicht am Wege ein hohes hölzernes Kreuz, das von schauervollen Mordthaten zeugt, die eine Räuberbande vor ohngefähr 10 Jahren, hier verübte. Der Weg führte damals über die Serra da Mantiquera einem nahen Berge, den der mit jener Geschichte bekannte Reisende nicht ohne Schauder betrachtet. Hier erwarteten die Mörder ihre Schlachtopfer von denen sie Kunde hatten, dass sie Geld mit sich führten. Sobald sie sie ankommen sahen umringten sie solche und führten sie gebunden in den dicken Wald ohweit einer tiefen Grube, wo sie beraubt und gemordet hinabgeworfen wurden: ihren Herrn folgten die Sklaven und selbst die Maulthiere und Hunde; eine Vorsichtsmassregel der schändlichen Mörder, die leider ihr Handwerk lange trieben. Man sah so plötzlich grosse Züge von Maulthieren und ihre Begleiter waren verschwunden, ohne dass die mindeste Spur von ihnen blieb. Zum Glücke wurde einer der Mörder gefährlich krank und gestand dem Geistlichen die begangnen vielfältigen Todtschläge, wahrscheinlich jedoch war sein Geständniss bei der Angabe seiner Spiesgesellen nicht aufrichtig genug, denn man ergriff nur 2 einen Paulisten (Bewohner der Capitanie St. Paul) und einen Zigeuner, die beide in Rio- Janeiro, gehängt wurden.

Das grosse Wohnhaus in Mantiquera steht leer, dagegen bewohnen mehrere Nebengebäude eine Bande von Mulatten, die Schmiede sind. Sie waren es, die uns heute bewirtheten; mit einer ungewöhnlichen Rohheit verbanden sie Erzspitzbuben Phisionomien und leiteten da-

durch natürlich zum Gedanken, Abkömlinge jener Räuber zu sein, deren Greuelthaten ich so eben erzählte.

Theils um so bald als möglich aus Mantiquera fortzukommen, theils aber auch um nicht abermals der erstickenden Hitze des Tages ausgesetzt zu sein, hatten wir beschlossen noch vor Tagesanbruch aufzubrechen und hatten in dieser Hinsicht unsern Eseltreibern die nöthigen Befehle gegeben. Diese irrten aber in der Zeit, indem sie das erste Hahnengeschrei für das 2te nahmen und als sie uns nach Mitternacht weckten, hatten sie bereits unsere Maulthiere gefüttert und gesattelt, wir mussten also die Reise antrethen. Der Mond schien helle aber es war so kalt dass wir von Zeit zu Zeit absitzen mussten um durch Gehen uns zu erwärmen. Der Stand des Thermometers war 4° Reaumur, übern Gefrierpunkte. — Bei dem Ausgange aus dem Walde 2 Legoas von Mantiquera, liegt Batalha und eine halbe Legoa weiter die grosse Pflanzung Porto do Campo, von der Maw spricht.

Es war jetzt Tag geworden und nun fanden wir die Scene um uns her verändert. Nackte, mit niedrigem Grase und verkrüppelten Bäumen und Sträuche bewachsne Hügel, so weit nur das Auge reichte, machten einen auffallenden Contrast mit den undurchdringlichen Urwäldern, die wir eben verlassen hatten. Was würden diejenigen sagen, so die Erzählung früherer Reisenden glauben, die von Orangen und Bananen wäldern, von Gegenden wo es von Wild aller Art wimmele und andern wo die herrlichsten Blumen mit ihren Wohlgerüchen die Luft erfüllen, so viel zu sagen wissen; wenn man ihnen das Campo zeigte. — Jetzt war der Unterschied noch grösser, denn auf den Hügeln waren durch den Frost selbst die wenigen Pflanzen schwarz geworden und durch die anhaltende Dürre war das Gras verdorret. Nur aus denen zwischen den Hügeln liegenden Thälchen, ragen die Gipfel, der dort um ein Wässerchen dichtstehenden Bäume herauf und erinnern an Waldung. Man kommt von einem Extrem zum andern; von der Serra d'Estrella an, nur undurchdringliche Waldung hier nur kahle Hügel. Hier leben denn auch andere Thiere und Vögel; andere Pflanzen dienen ihnen zur Nahrung. — So wie ich die Gegend jetzt beschrieb ist sie bis Villa-Rica, und ich werde dadurch der Schilderung für die Zukunft überhoben.

Beim Eintritte auf das Campo fängt die Viehzucht an, ein Erwerbzweig der Bewohner zu werden, und das weit begrenzte Hochland wird hier und da von auf ihm weidenden Hornviehe, Pferden, Maulthieren, Schweinen, Ziegen und wenigen Schaafen belebt. Alle diese Thiere die man sich auf den ungeheuren Weiden, selbst überläst, waren ausserordentlich mager, da es ihnen, was in der Regenzeit, die hier vom No-



vember bis April währed, nicht der Fall ist, an Futter fehlte. Den grössten Nutzen ziehet man vom Hornvieh durch die Verfertigung von Käsen, die aber viel besser sein könnten, wenn man mehr Sorgfalt auf die Besorgung wendete; was auch Maw bis zum lächerlichen gezeigt hat. — Eben so giebt der Speck hinlänglichen Gewinn und beide Artikel werden nach Rio-Janeiro gesandt. Stutereien sind hier selten und eben so ist die Viehzucht kaum in Betracht zu ziehen.

Von Mantiquera nach Barbacena einem schönen Flecken, sind 6 Legoas. Die Häuser sind hier niedlich und es scheint Wohlstand zu herrschen. Hauptsächlich gewinnet dieser Ort durch den Verkehr des Innern mit Rio-Janeiro, in Barbacena nehmlich, vereinigen sich die vielen Strasen, in eine einzige nach der Hauptstadt führende.

Der merkwürdigste Gegenstand der heute unsere Aufmerksamkeit fesselte, waren die an den Seiten des Wegs aufgeführten kegelförmigen Thonhaufen, das Machwerk einer Ameise (Termes Aedificator Mihi). Wir trafen diese Erdhaufen, die selten mehr als 2 1/2—3 Fuss im Durchschnitte hatten, bis zu einer Höhe von 12 Fuss. Sie sind noch merkwürdig durch den Gebrauch, den der erfindsame Mensch, davon zu machen wusste. Man macht nehmlich in beliebiger Höhe, an der Seite ein Loch und bekomt so einen dauerhaften Backofen, dessen (Bewohner) *Erbauer*, gewöhnlich bei der ersten Heitzung, das Opfer ihrer Industrie werden. Doch fand ich auch zuweilen dass die Ameisen nach unten fortbaueten.

Man lässt in Barbacena den Fremden sehr theuer zahlen und man kann kaum dieses vermeiden; denn als ich auf der Rückreise in dieser Absicht, ausserhalb der Villa in einer schlechten Schenke übernachtete, fand ich doch, so wie heute, dass man am folgenden Morgen die Rechnung verdreifacht hatte.

Um 6 Uhr setzten wir morgens (den 7ten August) unsern Weg über das Campo fort und kamen nach einem Ritt von 5 1/2 Stunden in Gamma an; demselben Orte, wo der Engländer Maw, jene Ideale weiblicher Schönheit, in den Töchtern des Hauses, will gesehen haben. Der Vater der Schönen war gestorben und sie mit der Witwe im Genusse von Freiheiten, die wie ich oben gesagt, nicht in Brasilien alltäglich sind, wir sahen und sprachen sie, fanden aber die englischen Begriffen von Schönheit, nicht mit den deutschen, übereinstimmend.

Viehzucht macht den Hauptnahrungszweig der Bewohner zwischen Barbacena und hier aus: der Boden ist nicht goldreich, daher die Menschen glüklicher. Die Sucht Gold waschen zu lassen hat hier keinen zu Grunde gerichtet.

Man hatte gestern bis spät in die Nacht hinein, über unsern Köpfen getobt und getanzt; die Folge davon war dass wir ohne Frühstück und ohne geschlafen zu haben, heute unsern Weg fortsetzten mussten, indem um 7 Uhr die Tänzer und Tänzerinnen noch im tiefem Schlafe lagen. Schon um 2 Uhr Nachmittag kamen wir in Bandwimha das 6 Legoas vom Gamma entfernt sein soll, an. — Von hier setzten wir am folgenden Morgen die Reise fort; da wir aber den Seitenweg nach Gongonhas do Campo einschlugen, so trennten wir uns vom Gepäcke, das wir nach Villa-Rica voraussandten.

Ehe wir Gongonhas do Campo erreichten, kamen wir zur Kirche do Nosse Senhor do Motazinha, der erstaunliche Wunderthurm habe und wohin fast alle Portugiesen ihre Bitten in trauerigen Ereichnissen aus Minas bringen. Vor dem Eingange dieser auf einem Hügel liegenden Kirche, stehen die 12 Apostel in Lebensgrösse. — Bald darauf erreichten wir die Ufer der Parapéba, die an dem Flecken Gongonhas, den jenseits wir sahen, hinfliesst. Sie ist ein kleines Flüsschen, dessen Wasser eine gelbe Farbe hat, so dass man glauben kann, dass es am Flusse aufwärts müsse geregnet haben; allein diese Farbe wird ihm durch das Waschen des Goldes mitgetheilt, womit wir an seinen Ufern, verschiedne Sklaven beschäftigt sahen. — Wir setzten nachher längst den Ufern des Parapéba unsern Weg fort, wo uns die grossen Haufen von gewaschnen Steinen und die überall aufgebrochnen Hügel und Ufer, zeigten, dass man hier sehr thätig, sich müsse mit Goldwaschen beschäftigt haben. — Erst um 5 Uhr langten wir auf der Eisenfabrik, die ohngefähr eine Legoa von Gongonhas entfernt ist, an. Sie liefert wöchentlich 50 Arroben, ziemlich gutes Eisen und wurde auf Kosten einer Gewerkschaft, von Herrn W.v. Eschwege und 2 anderen Deutschen, eingerichtet.

Das Vorkommen des Eisens in Brasilien, ist zu wichtig als dass ich hier nicht umständlicher sein dürfte. Man findet in Minas-Geraes und besonders der Capitanie von St. Paul, ganze Gebirge und Gebirgszüge von Dichtrotheisenstein, Eisenstein, Eisenglanz und Eisenglimmer, so dass Brasilien sich nicht nur mit dem nöthigen Eisen versehen kann, sondern, dass wie mein Freund Herr v. Eschwege, sagt; wenn einst die Eisenwerke der alten Welt werden ausgebauet sein, Brasilien allen Nationen, Eisen liefern kann. Heute zu Tag sind jedoch noch wenige Aussichten dass Eisen, ein Ausfuhr Articel des brasilianischen Erwerbfleisses werden könne. Zwar fehlte es nicht an Aufmunterung von Seiten der Regierung, aber man war in der Wahl der Mittel, nicht glücklich. So hat eine Anstalt in St. Paul zu der man schwedische Arbeiter und einen Director hatte kommen lassen nachdem sie ungeheure Aus-

gaben gemacht, durch Intrigen des Directors ihr Ende erreicht. Eine 2te von den bekannten Camara in Serrodo Frio einzurichtete, hat seit 6 Jahren wenig Fortschritte gemacht, da es Camara an praktischen Arbeitern fehlt. Mithin ist vor der Hand die Fabrike in Congonhas die einzige und da nur 50 Arroben, wöchentlich, noch lange nicht hinreichen, so werden nordische Völker Europas, forwährend Gelegenheit haben, ihr Eisen für brasilianisches Gold umzusetzen.

Doch giebt es auch viele Schmiede die das nöthige Eisen sich in kleinen Öfen schmelzen; ob jedoch diese wie von Eschwege behauptet, den Gebrauch und das Verfahren, von Negersklaven erlernt, davon konnte ich mich nie überzeugen. Eine Schwierigkeit findet der Bau des Eisens in Brasilien dadurch, dass da wo dieses Metall vorkommt, gewöhnlich Mangel an Waldungen ist. Wenn Beyer hingegen behauptet dass die brasilianischen Holzarten nicht zum Verkohlen taugen, so irret er; nur kann nicht vermieden werden, dass bei sehr verschiednen Holzarten, die man zugleich anwendet, verschiedne Kohlen gewonnen werden; die den Ursache sind, dass das brasilianische Eisen, von ungleicher Härte ist. – Fünfzig Sklaven von denen auch nicht einer verheurathet ist, bearbeiten die Eisenfabrik von Congonhas do Campo.

Nachdem wir am folgenden Morgen die Reise 5 Stunden lang fortgesetzt hatten, gelangten wir wieder auf die Strase von Villa-Rica ohne von den Buschnegern, denen ich nachher umständlicher werde Erwähnung thun, angefallen zu werden. Hier kamen wir nun an die Orte, wo nach Topasen gegraben wurde, in welcher Hinsicht besonders Capão merkwürdig ist, dessen Eigenthümer die reichhaltigsten Topasgruben besitzt. – Man kann annehmen dass jährlich hier und in der Nachbarschaft von Villa-Rica für 20.000 Crusaden, Topasen gewonnen werden. Der Ehloritschiefer so solche enthält ist gewöhnlich gänzlich verwittert und erleichtert daher die Arbeit nach diesen Edelsteinen, die in Nestern von Steinmark, Bergcrystall und feinen weissem Sande in denen sie unregelmässig durcheinander liegen, vorkommen. Gewöhnlich findet man die Topase crystalisiert, oder scharfkantigen Stücken, selten mit Bergcrystall, verwachsen. Die gewöhnlichsten Topasen sind die von allen Abänderungen der gelben Farbe, seltner sind die Rubinrothen und noch seltner hier die Grünen. Wir erreichten die Pflanzung Capão gegen 3 Uhr Nachmittags und da wir von hier unsere Reise fortsetzten, so kamen wir um 7 Uhr Abend nach Villa-Rica.

Villa-Rica (der reiche Flecken), das heute diesen Namen nicht verdient, gewährt keinen erfreulichen Anblick. Durch die gebirgige Gegend, wo jeder nach Willkühr sich anbauete, ist der Ort der unregelmässigste

den man sich denken kann. Die Häuser sind von schlechter Bauart, doch zeichnen sich der Palast und einige Kirchen vortheilhaft aus. Überall in und um Villa-Rica sind die Hügel durchwühlt; unendliche Reichthümer sind hier gehoben worden und ehemals mag der Flecken mit Recht der Reiche geheissen haben. Das Opernhaus kam seit der Ankunft des jetzigen Gouverneurs, Don Manoel do Portugal et Castro, wieder in Aufnahme; allein das Haus ist klein und die Schauspieler so alle Mulatten sind da Weisse es hier noch für eine Schande halten das Theater zu betretten, — nicht einmal mittelmässig. Ehemals war es noch schlimmer, in dem man gar keine Schauspielerinnen auf der Bühne haben wollte und die Schauspieler heute den Liebhaber, morgen die Geliebte, machen mussten. Jetzt hat man ein halbes Dutzend liederliche Frauen Zusammengebracht die die alte Sitte lächerlich fanden, oder überwanden.

Der Aufenthalt in Villa-Rica, hat für den Fremden sehr viel Unangenehmes. Kein geselliges Vergnügen darf man hier erwarten und an keinem Orte ist vielleicht Verläumdung so zu Hause als in Villa-Rica, so doch 10.000 Einwohner zählt. Das Halten an äusserliche Gebräuche des Lebens der Religion u.s.w. muss man studieren, wenn man hier mit den Menschen fortkommen will. — Weit von der Villa darf man sich allein und unbewaffnet nicht entfernen, indem die Buschneger ihre Plünderungen in der Nachbarschaft und selbst bis an Fluss des Fleckens, ausüben. Meine botanische Spaziergänge konnte ich daher nicht anders als wohlbewaffnet antretten.

Auch hier fällt der Mangel an Schulen, in denen man nicht allein Lesen und Schreiben, sondern auch Moral lehrte, sehr auf und ist ebenfalls ein wichtiges Hinderniss, das dem Aufblühen Brasiliens im Wege steht. — Wenn wir zu reiferen Jahren gelangt, einsehen lernen, dass eine sorgfältige Erziehung, die nicht nur auf den Kopf sondern auch auf das Herz Rücksicht nahm, es sei, der der Mensch seinen Werth, sein wahres Glück zu danken habe. Dass durch sie die Tugend wir kennen lernen, die allein alle Schätze der Welt überwiege, werden wir alsdann uns nicht unendlich glücklicher Schätzen, als die Bewohner jener goldreichen Berge und Thäler; so die Nothwendigkeit zwingt, ihre Kinder in Unwissenheit aufwachsen zu sehen.

Vielleicht an keinem Orte der Welt ist so viel Gold gewonnen worden, als um Villa-Rica, wesswegen ich hier eins und das andere dieses Metall betreffend, anführen will, allein meine Leser finden vielleicht auch jetzt nicht, meine Nachrichten mit der Vorstellung die sie sich gemacht haben könnten, übereinstimmend. — Die ungeheure Menge Goldes so man bis heutigen Tage in der Capitanie Minas Geraes, gewann;

kann man wenn man dass was durch Schleichhandel ausgeführt wurde dazu nimmt, mit einiger Sicherheit auf Vierzigtausend Arroben annehmen; allein noch weit mehr würde es sein, wenn man bei Gewinnung desselben, nicht ganz und gar alle künstlichen Mittel versäumt hätte und bei der einfachesten kunstlosesten Art, stehen geblieben wäre. Nirgens hat man bis jetzt Maschienen angewendet um Hände deren man so sehr benöthigt ist zu spahren, oder um die Ausbeute selbst grösser zu schaffen. Vorurtheile, Mangel an bergmännischen Kenntnissen und Furcht für Ausgaben, sind die Erzeuger jenes unklugen Verfahren. — Ehemals muss das Land goldreicher gewesen sein, da der Königl. Fünfte jetzt jährlich nur 20 Arroben beträgt, der doch 1753 da die Bevölkerung geringer war, sich auf 118 Arroben belaufen haben soll.

Als ich das erstemal die durch Goldwaschen getrübte Flüsse von Minas-Geraes sah; schloss ich daraus auf grosse Anstalten; allein wer kann sich mein Erstaunen denken, da man mir hier und wieder 2 nackte Neger wiess, deren Geräthschaften zu diesem wichtigen Geschäfte; eine Hacke, eine hölzerne Schüssel und einige Flanelllappen waren. Erstere diente dazu die Erde aus den Flussbetten und den benachbarten Ufern loszubrechen, welche sie alsdenn in den hölzernen Schüsseln zu Herden trugen, auf denen die Flanelllappen, ausgebreitet wurden; in denen das Gold, welches vom Wasser so man über die Herde stürzen lässt, fortgerissen wird, hängen bleibt. Feines Gold gehet auf diese Art ganz verloren und doch ist die tägliche Ausbeute eines Menschen 24—40. — Tausende von freien Negern und Mulatten, schaffen sich in Minas-Geraes, ihren Unterhalt dadurch dass sie in Flüssen und Bächen Gold waschen. Mitten in Villa-Rica siehet man an den durchfliesenden Bächen, viele auf diese Art, beschäftiget; allein diese Arbeit ist beschwerlich indem die Arbeiter beinahe beständig bis an die Knie im Wasser waden und durch kein Obdach für Sonne und Regen geschützt sind.

Die einzige Art wo man bei dem Gewinnen des Goldes Geschicklichkeit zeigt, ist folgende: man führet nehmlich in verschiedenen Höhen eines goldhaltigen Berges, paralelllaufende, wasserleitende oft Stundenwegs lange Graben, von denen alles Regenwasser mit den abgerissnen Goldteilchen nach Sammelteichen geleitet wird, nachdem man es vorher noch über goldreiche aufgebrochne Hügel herabstürzen liess. Ehe es aber zu den Sammel Teichen gelangt, läuft es über ein Gegitter, auf dem die mitgeführten Steine, liegen bleiben, während das Wasser mit den feineren Mineraltheilen, sich in die Tiefe nach den Sammelteichen stürzt; worinnen denn nachher die schweren Theile niedersinken, so

dass das Wasser abgelassen und jene auf Herde gebracht und verwaschen werden können. Diese so eben beschriebne Art Gold zu gewinnen, ist sehr einträglich, erfordert aber grossen Kostenaufwand zur Einrichtung und erniedret oft hohe Berge in wenigen Jahren oder staltet ihr Äusseres um, verschlemmet dadurch auch oft niedere goldreiche Gegenden ganz.

Gold findet man hier auf Gängen und Lagern aber auch grosse Strekken und aufgeschwemmete Gebirge, hauptsächlich in der Dammerde goldhaltig. Die Löcher wo man hier und da nach Golde gräbt, verdienen nicht den Namen Mienen und erst in der Folge wird hoffentlich die Capitanie Minas-Geraes ihren Namen mit vollem Rechte tragen.

Ohngefähr 1692—95 wurden durch die Paulisten, die in der Absicht die Urbewohner zu Sklaven zu machen, bis hierher vorgedrungen waren; das Gold von Minas entdeckt; wodurch die Bevölkerung dieses Landes zwar schnelle Fortschritte machte, aber wodurch auch das Bedürfniss nach Sklaven, die in Brasiliens Zustande eine so wichtige Rolle spielen, gemehrt wurde. Nahe an eine Million dieser Unglückligen müssen nöthig gewesen sein, jene 40.000 Arroben Goldes zu gewinnen.

Das Vorkommen der sogenannten elastischen Sandsteine in Brasilien gehöret gewiss mit Recht zu den Merkwürdigkeiten dieses interessanten Landes. — In der Capitanie Minas-Geraes sind Sandsteingebirge nicht selten und hier ist es denn auch hauptsächlich, wo dieselben vorkommen, wiewohl ich versichert wurde, dass auch in andern Provinzen, biegsame Sandsteine, sollen gefunden werden. — Bei Villa-Rica sind die Sandsteingebirge, deren Grundgebirge oftmalen Chloritschiefer ist, von goldreichen Quarzgängen durchsetzt. — Man findet von allen Graden der Dicke Sandsteinlager, die gewöhnlich von Osten nach Westen der Länge des Gebirges folgen. Sie haben einen Fall von 50—75 Graden nach Süden. Ihr Bindemittel ist chloritartig und die Ursache der Biegsamkeit, da er in Schuppen die in einander greifen, zwischen den Sandkörnchen liegt. Unterdessen ist die Biegsamkeit der Sandsteine, sich auch nicht einmal in denselben Streifen gleich, wie ich in den Steinbrüchen von Villa-Rica Gelegenheit hatte zu beobachten. Gewöhnlich sind an der Oberfläche des Gebirges die Steine biegsamer und werden es, je mehr sie der Witterung ausgesetzt sind; allein wenn sie den höchsten Grad der Biegsamkeit auf diese Art erlangt haben, das heisst wenn eine gewisse Anzahl Theile verwittert sind, zerfallen sie zuletzt in feinen glänzenden Sand. Aber Luft und Wetter nicht allein haben Einfluss auf die grössere oder mindere Biegsamkeit der brasilianischen Sandsteine, denn ich war Augenzeuge dass in den Brüchen, grosse Stücke von auf-

fallender Biegsamkeit gewonnen wurden, die nachdem sie einige Tage an der Luft gelegen hatten, gänzlich unbiegsam wurden.

ZWEITER ABSCHNITT

Reise von Villa-Rica nach den Diamanten Distrikten der Flüsse Indaia und Abaité.

Der Aufenthalt in Villa-Rica wurde mir noch besonders dadurch unangenehm, dass die Gegend sehr arm an naturhistorischen Gegenständen ist; ich suchte daher um so mehr meine Abreise zu beschleunigen, so dass ich am 2ten September nach dem Certaõ vor Abaité mit Herrn von Eschwege aufbrechen konnte. Unser Weg führte uns abermals nach Gongonhas do Campo und war jetzt etwas angenehmer, da schon hie und da Blumen blüheten und das Gras durch mehreren Regen, sich von der grossen Dürre erhohlt hatte. Um bessere Viehweiden zu bekommen, so stekken die Portugiesen in der Dürren Jahreszeit das Campo in Brand.

Mehrere Anordnungen die mein Gefährde, in einer von ihm errichteten Goldwascherei, zu treffen hatten, hielten uns den 3ten hier zurück, den ich denn zu einer naturhistorischen Excursion in die benachbarte Gegend anwenden konnte; so ich auch durch mehrere neue Pflanzen belohnt sah. Dagegen fanden wir wenige Thiere, Vögel und Insekten; nur die hiesige Wachtel trafen wir in Menge und schossen deren mehrere. In Farbe gleicht sie sehr der unseren, sie ist aber grösser und ihre Eier sind braun glänzend. – Nirgends fanden wir Cultur auf unserm heutigen Streifzuge; etwas Kohl, Mandiok und Mais, war fast alles was man hier bauete.

Wir setzen am 4ten unsern Weg weiter, der uns über einen sehr hohen Berg führte, dessen Rinde Rotheisenstein war. Selten nur trafen wir Leute dann und wann eine Wohnung; aber an vielen Stellen machte man sich urbares Land, dadurch dass man die auf grossen Strekken niedergehauene Bäume und Sträuche in Brand steckte; da nun die Dürre dieses Jahres fast in ganz Brasilien sehr lange angehalten hatte, so griff an vielen Stellen das Feuer um sich und zerstörte die herrlichsten Waldungen auf Meilenweite Strekken. – Die brasilianischen Holzarten gerathen nicht leicht in Brand und erleichtern dadurch den barbarischen Landbau, der für die Nachkommen so nachtheilig sein muss. Ein durch

ihn Urbares Stück Land ist sehr fruchtbar denn der Mais trägt gewöhnlich in ihm 300—400 fältige Früchte: dient aber nur ein Jahr und bleibt denn 5—10 Jahren liegen, wo es wieder Busch geworden, den man abermals umhauet und in Brand stekket. Doch ist die 2te Ernde und die nachfolgenden, nicht so ergiebig, als das erstemal, da man Urwald gefällt hatte. — Gegen 4 Uhr kamen wir nach Grotte einer bedeutenden Pflanzung die 5 Legoas von Gongonhas entfernt ist und wo wir beschlossen zu übernachten.

Die Gastfreundschaft der Brasilianer wurde je weiter wir ins Land kamen, immer auffallender und die täglichen Ausgaben verminderten sich von Tag zu Tag. Ich fand die in Russland gemachte Bemerkung, dass an Gastfreundschaft, Völker, so auf niederer Stufe der Cultur stehen, civilisiertere übertreffen, in Brasilien, bestätiget.

Am folgenden Morgen (Sept. 5) setzten wir unsere Reise nach Ponte d'Almoreimas fort; lange hatten wir das Flüsschen Parapéba, mit seinem vom Goldwaschen getrübtem Wasser zur Seite. Die Gegend war nicht ganz von Menschen entblösst; aber diese grösstentheils durch ungeheure Kröpfe, verunstaltet. Wenn es also Gelehrte versucht haben, diese Krankheit dem Genusse von Eis-und Schneewasser zuzuschreiben und es ihnen bei mehreren europäischen Länder gelang, Wahrscheinlichkeit für ihre Behauptung zu suchen; so wiederspricht sich doch die Sache hier in Brasilien, wo kein so hoher Berg ist, der Schnee auf seinem Gipfel, wenn auch nur Tage lang hätte. Herr Gustaf Beyer wiederholt dass das Tragen auf dem Kopfe die Ursache sei; allein denn müssten ja alle Sklaven in Brasilien, so nur diese Art zu tragen kennen, Kröpfe haben und woher hätten denn die müssigen Weissen, so doch nie auf dem Kopfe tragen, die ihrigen?

Die Pflanzung Ponte d'Almoreimas liegt 5 Legoas von Grotte, an der Parapéba, in einer anmuthigen Gegend. Unser Weg hatte gestern und ehegestern, grösstentheils durch niedere Waldung geführt, allein heute erreichten wir abermals das Campo, auf dem wir dieselbe Vegetation trafen, wie bei Gongonhas. — Um 1 Uhr erreichten wir die bedeutende Pflanzung Bicas und gegen Abend Varshinha (das Thälchen). Die Gegend ist anmuthig und gewährt ein lachendes Bild, durch einzelne, ländliche Wohnungen, verschönert. Wie glücklich könnten die Bewohner solcher Gegenden sein, wenn sie es zu sein verständen; allein umsonst bietet die Natur ihre Schätze dar. Aus Faulheit werden die Brasilianer genügsam und wissen selbst die ersten Bedürfnisse zu entbehren oder durch andere so sie sich leichter verschaffen können zu ersetzen. So ist es der Fall mit dem Brode, das doch jeder hier haben

könnte da Getreide im gemässigtem Hochlande, herrlich fortkommet, findet man fast nirgends, obgleich wie ich schon oben gesagt habe, man nicht einmal den Ofen zum Backen zu errichten brauchet, indem diesen die Ameisen bauen. — Eben so wenig braucht man für Strikke zu sorgen; den diese geben die verschiednen Lianengewächsen. — Viele Arten von Bienen, so trefflichen Honig liefern sind der Stacheln beraubt, damit der Mensch sich leichter ihres Erzeugnisses bemeistern könne.

Hier übernachteten wir bei einem Mulatten der eine Krambude hatte. Gewöhnlich trafen wir diese Krambuden mit weissen Müssiggänger an gefüllt die ihre Zeit beim Kartenspiel und der Guitare verprassten; während die Sklaven ihre Felder bestellten und ihrer Herrn Unterhalt und den ihrigen sauer erwarben. Ein grosser Nachtheil entsteht also auch hier aus der Sklaverei, so wie dem noch aus manigfaltigen Gründen zu wünschen wäre, dass selbige nie in Brasilien wäre eingeführt worden. Die Mulatten nahmen von Tag zu Tag zu und ich werde mir hier einige Bemerkungen, solche betreffend erlauben.

Krüppelhafte, gebrechliche Menchen, sind bei weitem öfter falsch, tückisch, misstrauisch und anderen Lastern ergeben, als der wohlgebildete Mensch. Die Ursache hierzu liege darinnen, sagen die besten Paedagogen: dass solche gebrechliche Menschen, in früher Jugend, durch den Spott ihrer Gespielen; durch Verachtung die man sie unverschuldet empfinden lässt gleichsam zu diesen Lastern gestimt, gezwungen werden. Doppelte Aufmerksamkeit, sind daher Eltern, ihren gebrechlichen Kindern schuldig. Dieses lässt sich nun auch auf die Mulatten anwenden.

Das Laster der Stolz, weit seltner der Begleiter wahrer Verdienste als der Thorheiten der Menschen hat hier in Brasilien unter den vielen Opfern die man dem Abgotte bringt auch die Farbe. Nur der Weisse glaubt sich dem höchsten Wesen gleich; vielleicht gar aus der lächerlichen Gewohnheit den Teufel von jeher schwarz zu malen. Wie bei uns der Gebrechliche, so wird hier der junge Mulatte von seinem weissen Gespielen verspottet; Hass und Rache sind die Laster zu denen ihn seine Farbe leitet. So aber wie ihn seine jungen weissen Gespielen behandeln behandelt er nun wieder den jungen Schwarzen, der sein Gesellschafter ist und daher wird hier Herrschsucht Leidenschaft des Mulatten. Dort kriecht er, hier aber gebietet er und so wird ein Cameleon aus ihm so alle Farben annimmt und weit unter dem Neger selbst stehet. — Es ist wahr der Mulatte ist zu allem zu gebrauchen. In den Provinzen machen sie die Comödianten, weil sich wie oben gesagt weisse Menschen schämen, auf der Bühne zu erscheinen; sie sind die Unterhändler aller möglichen Ausschweifungen und sie sind es endlich die

der rachsüchtige Feige dingt, um seinen Feind zu morden. Muth, Herzhaftigkeit und grosse Gewandheit ist den Mulatten eigen; aber da diese Eigenschaften nicht durch Moral gegängelt werden, so werden sie leicht der Ruhe anderer Menschen gefährlich. Auch die weiblichen Mulatten sind in dieser Schilderung mit einbegriffen und müssen es natürlich sein, da man sie mit ihren Brüdern gleich behandelt.

Am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg fort, der bald über Campo, bald durch niedre Waldung führte. Die Kröpfe wurden seltner und wir langten um 3 Uhr in dem 4 1/2 Legoa entfernten Lagoa an. – Von hier bis St. Joãoica hatten wir am folgenden Tag 6 Legoas zu reiten. Allenthalben trafen wir in Brand gerathne Wälder und mussten heute eine Stelle passieren, wo die Flamme die bereits grosse Strekken niedergebrannt hatte, noch wüthete. Auch heute war die Reise der, der vorhergehenden Tage gleich. Buschwerk, Campo und sparsame elende Wohnungen, wechselten mit einander. Nirgens fanden wir Überfluss an Vögeln und Thieren. Wir waren heute in ein Thal gekommen, wo wir mehrere Hunderte der Erdhaufen jener oben beschriebnen Ameisen sahen; sie waren von verschiedner Höhe von 6–12 Fuss; doch ist eine grosse Einbildungskraft nöthig, dass man mit früheren Reisenden, einen solchen Ameisen-Staat, aus der Ferne für ein Dorf nehmen sollte.

St. Joãoica ist eine bedeutende Pflanzung mit einer Kirche, und das Eigenthum 2er Hagestolzen; die uns ziemlich gut bewirtheten, wiewohl sie im Rufe standen, erstaunlich geizig zu sein. Die Gegend ist schön aber merkwürdig wegen vielen Blinden; unser Wirth hatte unter seinen Sklaven nicht weniger als Zehne, die des Gesichtes beraubt waren. Überhaupt habe ich in keinem Lande, so viele Blinde getroffen, als in Brasilien, besonders in der Capitanie Rio-Janeiro.

Auffallend ist der Silberreichthum, so in Minas-Geraes man allenthalben trifft; selbst arme Leute haben gewöhnlich silberne Löffel und Gabeln. Der Gebrauch viele Speisen mit den Händen zu essen, und die Gewohnheit beständig ein Messer bei sich zu tragen, die in Minas-Geraes allgemein sind mögen die Ursache sein, dass man gewöhnlich nur Löffel und Gabeln bei Tische erhält. Bei vornehmen Brasilianern ist es jedoch gebräuchlich dem Fremden auch ein Messer vorzulegen. Noch giebt es zwei andere Gebräuche die dem Fremden im Anfange seines Hierseins auffallen. Der eine ist, nach jeder Mahlzeit Waschwasser herumzureichen und der andere, dem Gaste durch einen Sklaven, warmes Wasser zum Fusswaschen zu senden. Ersterer Gebrauch ist wahrscheinlich durch das Essen mit den Fingern, der zweite durch das

Barfuss gehen, entstanden und beibehalten worden wenn auch durch künftigen Wohlstand man sich der Messer und Gabeln bedienen lernte und mit Stiefeln ging oder ritt.

Es ist bemerkenswerth dass ich so sehr wenige Insekten auf meiner Reise antraf; wofür ich die Art und Weise sich urbares Land oder Waiden zu verschaffen, als Ursache glaube annehmen zu müssen. Da wo man alles Gras, alle Bäume u.s.w. auf grossen Strekken niederbrennt, müssen natürlich auch die Larven und Eier, von Tausenden von Insekten mit umkommen.

Gegen 10 Uhr setzten wir am 9ten unsern Weg nach dem 7 Legoas entfernten Pompeo fort. Eine Legoa von St. Joãoica fing der sogenannte Certaõ (Wüste) an, doch trafen wir noch wenige Wohnungen und das Land hatte kein wüsteres Ansehen als das, durch welches wir schon Tage lang gereist waren so dass mit gleichem Rechte man den grössten Theil von Brasilien, Certaõ, nennen könnte. Einzelne Menschen sind hier im Besitz von mehreren Quadratmeilen Landes, von dem sie entweder selbst Besitz genommen, oder das sie sich von der Krone ertheilen liesen; doch hier bei haben, sich grosse Missbräuche eingeschlichen, indem nur jeder darauf sah, viel Land zu bekommen ohne oft die Mittel zu haben, solche zu bebauen. Da jedoch die Regierung ertheiltes Land wenn solches in 3 Jahren vom Besitzer nicht benutzt wurde wieder zurücknimmt, so pflanzt man gewöhnlich etwas Mais, oder setzt ein halbes Dutzend Ochsen hin um es zu sichern.

Wir waren nun in einer weniger gesunden Gegend, die zwar nicht so sehr hügelich wie die verlassne war, aber in vielen Thälern, grosse Teiche von stehenden Wasser hatte, die man hier Lagoas nennt. Jetzt waren die meisten vertrocknet, aber in der Regenzeit werden sie bedeutend und denn mögen sie hauptsächlich die Ursache der kalten Fieber werden, so in dieser Jahreszeit herrschen.

In diesen Lagoas lebt die Riesenschlange, die nach der Beschreibung so man mir machte, Boa Constrictor, Linn; zu sein scheint. Man will diese Schlange die hier Sucuriú heisst; bis zu 40 Fuss Länge getroffen haben; doch ist die gewöhnliche Grösse 15—20 Fuss. Man stellt ihnen Theils wegen dem Felle das gegerbt, zu wasserdichten Kofferbeschlag, Mantelsäcken und Pferdedecken, angewand wird; theils aber auch desswegen nach, weil diese Schlange oftmalen die am Teiche tränkende Kälber verschlingt. Sonst nähret sich das Ungeheuer auch von Rehen und andern kleinen Thieren; allein hier konnte ich kein Beispiel erfahren, dass Menschen von ihr angefallen wurden, noch dass man je gesehen dass sie einen ganzen Ochsen verschluckt hätte.

Es waren an den Ufern und auf den Lagoas selbst viele Wasservoegel, und Sumpfvögel worunter sich besonders der Jabirú (Micteria americana Linn) auszeichnete. Die Art wie letztere Voegel, sich ihre Nahrung die zum Theil in Fischen bestehet, zu verschaffen wissen, verdient erzählt zu werden. An einem der Ufer stellen sich die Jabirús, einer neben den andern in eine Reihe und gehen darauf in den Teich hinein, indem sie so viel Raum zwischen sich lassen, dass jeder ungehindert mit den Flügeln schlagen kann; auf welche Art sie denn die Fische vor sich hertreiben, bis sie am entgegengesetzten Ufer aufs Seichte kommen, wo sie sie leicht fangen können. Ausser diesem fanden wir an diesen Teichen Spornflügel (Parra) Reiher (Ardea) eine Steisfuss (Podiceps) und eine Entenart; unter denen sich mehrere neue Species befanden. Auch mehrerer unserer europaeischen Sumpfvögel fanden wir z.B. Scolopax media (Meyeri) Tringa variabilis (Meyeri) und Tringa Glareola Linn, was mir natürlich um so unerwarteter war, da ich bis jetzt nur einen einzigen europaeischen Vogel, nehmlich die Wiesenlerche Alauda pratensis, Linn, in Brasilien beobachtet hatte.

Überall hatten auf dem Wege die Gürtelthiere oder Armadille, runde Löcher gegraben, die es nothwendig machten langsamer und mit Aufmerksamkeit zu reiten. Zuletzt fingen wir eines dieser sonderbaren Thiere, dass am Wege sass; es war das von Linné unicinctus genannte, so aber eingenlich 10 Gürtel und vor andern das Sonderbare hat dass es sich nicht zusammenrollt. Es sind mir jetzt 4 verschiedene Arten von Gürtelthiere hier bekannt geworden. Das Fleisch dieser Thiere wird gegessen und ist, der unicinctus ausgenommen, von gutem Geschmake: gewöhnlich brätet man es am Feuer, in seinem hornartigen Überzug der alsdann, als Topf oder Gefäss dienet. Die Brasilianer nennen dieses Thier Tatú.

Wenn die zahlreichen Ameisen in Brasilien oft den Bewohnern zur Plage werden; so gibt es hier eine Art die von den Bewohnern Tanaschuza genannt wird und der ich den Namen edulis gab, die den Menschen zur Nahrung dient. Im October sind diese Ameisen, die ich hier abbildete beflügelt und verlassen alsdann ihre alte Wohnungen. Dieses ist der Zeitpunct wo, von Menschen und Vögeln, Millionen verzehret werden. Man röstet den dicken, beim Weibchen mit Eiern angefüllten Hinterleib in Fett, welcher ein Leckerbissen, nach dem Urtheile aller so zubereitet sein soll. Den Vordertheil mit Kopf und Flügeln wirft man weg. – Jede der weiblichen Ameisen wird die Stifterin eines neuen Ameisen-Haufens und wir fanden allenthalben auf der Rückreise dergleichen beschäftiget runde Löcher in die Erde zu graben und ihre Brut

zu versorgen.

Vielleicht kein Land in der Welt zählt so viele Arten Ameisen, wie Brasilien und die würden längst über Hand genommen haben; wenn nicht die Natur dem zu grossen Verbreiten derselben, dadurch Gränzen gesetzt hätte, dass sie Thiere schuf, denen sie solche theils ausschliesslich zur Nahrung bestimmte, während andere obgleich an Verschiedenheit der Nahrungsmitteln weniger beschränkt, schon unzählige vertilgen. Zu ersteren gehören besonders die Ameisenbären, deren man 3 verschiedne Arten in Brasilien zählt. (Myrmecophaga didactyla; M. jubata; M. tetradactyla Linn). Diese sind mit scharfen grossen Klauen, besonders an den Vorderfüssen bewaffnet, die ihm zum Aufscharren der Ameisen Haufen dienen; ein dickes Fell mit Borstenartigen Haaren besetzt, sichert sie für dem Bisse der Ameisen. Ihre lange Zunge strekken sie in den Ameisenhaufen und schlürpfen mit einem Zuge, Tausende dieser Insekten ein. Oft fand ich in dem Magen des M. jubata, dass eine einzige Mahlzeit über ein Pfund wog und hieraus kann man ohngefähr die ungeheure Menge sich denken, die diese hier zahlreichen Thiere, jährlich vertilgen. Aber auch die Armadille (dasypus Linn) und die vielen Spechtarten in Gemeinschaft mit andern Vögeln, helfen die zu grosse Vermehrung der Ameisen, hindern. — Mehre Stämme der Urbewohner essen die obgenannte Ameise und wahrscheinlich haben die Portugiesen, dieses Nahrungsmittel durch sie kennen gelernt. Durch die Ameisen, mehrere Arten von Blattas und die Feuchtigkeit, werden dem Naturforscher seine Bemühungen im Sammeln, nur zu oft in Brasilien geraubt.

Wir blieben den 10 und 11 in Pompeo, wo man uns sehr gut bewirthete; allein man liess uns auch den 12ten noch nicht abreisen um Theil an Lustbarkeiten zu nehmen zu denen man Musik und Comödianten von dem 8 Meilen entfernten Flecken Petanqui, hatte kommen lassen. Die Besitzerin von Pompeo wollte die Versöhnung mit ihrem Sohne feiern, der gegen ihren Willen geheurathet hatte und uns zugleich einen Beweis von Achtung und Aufmerksamkeit geben; so dass es würde unhöflich gewesen sein, wenn wir nicht den Bitten Aller, hierzubleiben nachgegeben haben würden. Der Zufall verschönerte das Fest, denn da auch hier das Feuer, bei dem Urbar machen des Landes um sich gegriffen hatte, so stand plötzlich gegen Abend, so weit man sehen konnte, das Campo in Flammen und gewährte einen prächtigen Anblick. Nachdem der Wind änderte, so entfernte und näherte sich das Feuermeer; da jedoch die Häuser alle isolirt standen, hatten wir nichts zu befürchten; nur wurden ohngefähr 50 Sklaven nach der Capelle, wo vielleicht das Feuer hätte hinkommen können, zur Vorsicht mit Wasser beordert.

— Vergnügen und Freude herrschte heute in jedermans Herze und man trennte sich erst spät nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen verliesen wir nach herzlichem Abschiede Pompeo. Die Art des Abschied-nehmens hat bei den Brasilianer etwas eignes: sowohl hier als auch bei dem Grusse, drücken sich Fremde und Bekannte einander innig an das Herz. — Um 4 Uhr nach Mittag, kamen wir an dem Rio St. Francisco an: derselbe war sehr seicht wegen der grossen Dürre, doch ohngefähr 200 Schritte breit. Es ist dieser Fluss der einzige der Capitanie Minas-Geraes, so mit grösseren Fahrzeugen als Canoen befahren werden kann, obgleich auch hier die ungleiche Tiefe und besonders Unterhalb der grosse Wasserfall, Paul Afonzo, eine Menge von Schwierigkeiten in den Weg legen. — Dieses Jahr waren die so die Ufer bewohnen vom kalten Fieber verschonet geblieben, ein ausserordentlicher Fall. Auch die Fischerfamilie der die Überfahrt über den Fluss aufgetragen ist und bei der wir übernachteten, erzählte uns mit Freuden, dass dieses Jahr, niemand von ihnen von dem Fieber befallen worden sei. Man schreibt diese Krankheit hier dem Wasser des Flusses und der Bäche, in der Regenzeit, wo sie herrscht zu; so gross soll die Fiebermittheilende Kraft des Rio St. Francisco sein, das schon dadurch, wenn man sich mit Flusswasser zu jener Jahreszeit wascht, die Krankheit entstehen soll. Mein Gefährte Herr v. Eschwege glaubt beobachtet zu haben, dass besonders an den Flüssen die Thonschiefer in ihren Betten und Ufern haben, kalte Fieber herrschen. — Man setzt mit dem Gepäcke in einer Canoe über den Fluss, der hier ziemlich schnell fliesst und lässet die Pferde neben herschwimmen.

Die Hügel wurden jetzt sanfter, eine öde, menschenleere Gegend, war alles was sich dem Auge darbot. Ohne die mindeste Abwechslung kamen wir um 1 Uhr nach Mittag bei einer armseligen Wohnung an, so Alage heisst und vom Rio St. Francisco 3 Legoas entfernt ist. — Grösstentheils sind die Bewohner der Certaos, Verbrecher, die dem Arm der Gerechtigkeit entflohen, sich hier angebauet haben; oder ihre Abkömmlinge. Ihre Wohnungen sind so wie ihre Ländereien, in dem erbärmlichsten Zustande und nur wenige suchen durch Fleiss und Mühe sich das Leben angenehm zu machen. Mais ist fast das einzige, was diese Menschen bauen: übrigens reiset man sicher unter ihnen und Diebstahl ist fast unerhöret. — Man hatte uns einen grossen Hünerstall zum Nachtquartier angewiesen, in den wir krochen, da wir kein ander Unterkommen fanden, da er aber von allen Seiten offen war, so froren wir die Nacht, ungeachtet wir in unsere Mäntel gehüllet waren tüchtig.

Mit aufgehender Sonne verliessen wir den Hünerstall und setzten

unsern Weg, der auch heute in nichts verschieden, nach der 5 Legoas entfernten Fazenda des Commandanten vom Indaia fort. Wenige armselige Wohnungen trafen wir jedoch auch heute. — Immer mehr sah ich die Behauptung von Reisenden, dass von Menschen entfernt, man mehr Thiere, Voegel u.s.w. antreffe, im allgemeinen irrig. Ich wenigstens hatte während meinen Reisen in Brasilien Gelegenheit genug, zu beobachten, dass je weiter man sich von den Wohnsitzen der Menschen entfernt, immer die Thiere abnahmen und dass endlich jene menschenleere Cortaõs, auch die entblöstesten an anderen Geschöpfen waren.

Unterwegs stiess uns nichts besonderes auf; der Weg führte durch eine unübersehbare Wüste; die kaum hier und da durch ein kleines Vögelchen, oder einen hoch in der Luft kreisenden Urubu, belebt wurde. Die Natur konnte für heise Länder des neuen Continents kein nützliches Thier schaffen als diese Geier (Vultur aura, Linn.) Mit dem ihrem Geschlechte eignen scharfen Geruch, wittern sie meilenweit Aas aus und vergraben solches mit der grössten Gefrässigkeit, ohne dass die Luft dadurch verpestet würde; in ihren Eingeweiden.

Zwischen dem Rio St. Francisco und dem Indaia findet sich ein Fliegenfänger den ich wegen der besonderen Bildung des Schwanzes bei den Männchen, abgebildet habe, und dessen Beschreibung hier folgt.

Der Bemteri (Lanius Pitangua. Lath) hat eine ausserordentliche Ähnlichkeit sowohl an Grösse als auch in der Vertheilung und Übereinstimmung der Farben mit dem hier von mir abgebildeten und als ein neues Genus aufgestelltem Grosschnabel.

Bei letzterem ist der 3eckige Schnabel von der Wurzel an gekrümmt: Wenige steife Borsten liegen über den offnen runden Nasenlöcher; andere stehen an dem Mundwinkeln und sind länger. Die Füsse sind nach Verhältniss zur Grösse des Vogels schwach und die äussere Zehe am Ursprunge wenig mit der mittleren verbunden. Die Zunge ist an den Seiten gefranzt, vornen zerschlissen. — Die Iris ist graubraun; die Füsse graubraun. Die Kehle und ein Strich über den Augen, der sich im Genikke vereinigt, sind weiss. Die Brust, der Bauch After und Steis ebenso die mittleren Scheitelfedern sind an der Wurzel hellgelb. Die Wangen vor und hinter dem Auge sind schwarzbraun. Der Scheitel ist dunkel olivengrün; der Rücken heller. Die Flügel und der Schwanz sind olivenbraun und sowohl die Schwung als Schwanzfedern mit schmalen fuchsrothen Ränder.

Das Nest ist sehr von dem des Lanius Pitangui verschieden; es ist aus Reischen kunstlos zusammen gesetzt und stehet frei zwischen Ästen. Gewöhnlich enthielt es 2 Junge.



Megarynchus similis.
Mihi.

Das Männchen.

Die Iris ist graubraun; die Füsse braun und der Schnabel röthlich. Die Spitze desselben schwarz. Die Nasenlöcher sind offen und die Mundwinkel mit 6 steifen Borsten besetzt. Die Stirne, die Kehle, die Wangen, Brust, der Bauch und der After, sind weiss. Der Scheitel, der Hinterhals, so wie ein breiter Streifen, so sich zu beiden Seiten der Brust herabziehet, ohne sich jedoch zu vereinigen, und der Rücken sind schwarz. Die Flügel sind graubraun und alle Schwungfedern, die 2te und dritte ausgenommen; an der äusseren Fahne weiss gesäumet, welches aber nicht bis zur Spitze fortläufet. Die grossen Deckfedern der Flügel sind graubraun, die kürzeren sind schwarz. Die 12 Schwanzfedern sind von letzterer Farbe; die 2 mittleren noch einmal solang als die 2 nächsten, die äusseren sind die kürzesten. Alle sind perpendiculair zusammengefaltet und geben in der That dem Vögelchen ein Hahnähnliches Ansehen, so besonders bei dem Fluge, da der Schwanz sich nicht entfaltet, auffällt.

Das Weibchen.

Die Farbe der Iris, des Schnabels und der Füsse in Nichts vom Männchen verschieden, aber die Bildung des Schwanzes und das Farbenkleid gänzlich. Ersterer ist horizontal wie gewöhnlich und zählt nicht 12 sondern nur 10 Federn. Diejenigen Theile so beim Männchen rein — sind hier schmutzig — weiss; der Steiss aussgenommen der beim Weibchen braungelb ist. Die Flügel, Flügeldeckfedern und die Schwanzfedern sind wie bei dem Männchen graubraun: die übrigen Theile hingegen die dorten schwarz, sind beim Weibchen braun.

Dieser Vogel ist sparsam: er fängt seine Nahrung, nach Art der übrigen Fliegenfänger im Fluge.

Ein sonderbares Ereigniss hatte in mehreren Nächten des letzverflossnen Junys, statt; wo nach dem Zeugnisse aller stehendes Wasser, hier mit einer dünnen Eisrinde soll belegt worden sein. Die Fische der Bäche und kleinen Flüsse nehmlich, schwammen am folgenden Morgen, halb todt auf der Oberfläche des Wassers und wurden von dessen Laufe mit fort geführet, ohne die Kraft zu haben diesem zu wiederstehen. — Viele der Nachbarn die Salz hatten, liessen durch ihre Sklaven, 200—400

dieser Fische mit den Händen greifen und einsalzen; andere trokneten die Ihrigen an der Luft; aber alle sahen sich mit einemmal, wie durch einen Zauberschlag im Besitze von Nahrungsmitteln, die um so willkomner waren, da durch die grosse Troknung; Mais, Bohnen u.s.w. angefangnen hatten zu fehlen. – Der Fall hatte sich seit Menschengedenken nicht erreignet, jeder suchte eine Ursache hierzu, zu errathen; aber alle stimmten doch mehr oder weniger darinnen überein, dass die Kälte als Ursache dieses Phonomänes zu betrachten sei. Unmittelbar, das weiss jeder Sachkundige, kann jedoch die Kälte nicht gewirket haben; obgleich es schwer ist die wahre Ursache zu bestimmen. Mir scheint folgendes noch das Wahrscheinlichste; ich vermuthe nehmlich dass an den Ufern der Flüsse und Bäche, Pflanzen standen deren Blätter vom Froste getroffen fielen, oder die wohl gar in das Wasser mit dem Stengel sanken; und dass diese Pflanzen die Kraft haben mussten die Fische zu betäuben. Durch folgende Gründe wird dieses noch wahrscheinlicher, denn erstens kennen die Wilden in Brasilien viele Pflanzen die diese Eigenschaft besitzen und es können diese oder auch andere, ihnen zu diesem Zwecke noch unbekannte gewesen sein: Zum andern waren die Flüsse mit Blätter angefüllt und die Fische nicht ganz todt, sondern nur betäubt und endlich erschienen die Fische in grösseren Flüssen nicht betäubt, an der Oberfläche des Wassers; obgleich es auch hier fror, weil die Wassermasse zu gross und die betäubende Kraft der gesunknen Pflanzentheile nicht hinreichte, die grossen Wassermasse betäubend zu machen. – Würde ich nicht zu bedauern haben, nicht hier gewesen zu sein, da es fror, so könnte ich vielleicht jetzt Gewissheit aufstellen wo ich kaum Vermuthungen wagen darf.

Wir blieben einen Tag in St. Anna bei dem Commandanten der uns reichlich mit dem zur Fortsetzung der Reise nöthigen Proviant versah. Erst am 17ten brachen wir um 8 Uhr auf und kamen nun wirklich in die Wüste indem wir auf dem 5 Meilen weiten Wege, auch nicht eine einzige Wohnung trafen. In einem Hohlwege scheueten unsere Maulthiere und zugleich sahen wir die Färde einer sehr grossen Unze. Diese Thiere sind in dieser Gegend sehr häufig.

Beinahe auf derselben Stelle trafen wir auf der Rückreise eine Klapperschlange (Crotalus horridus Linn) deren Klapper aus 7 Ringen bestand und die ungefähr 4 Fuss lang war; die Breite war wo der Körper am dicksten, 4 Zoll. Diese durch ihr Gift so furchtbare Schlange, ist erstaunlich träge, weswegen es auch gelang sie ohne Mühe zu töden. Sonderbar dass auch hier behauptet wird, dass kleine Thiere, als: Eichhörnchen, Ratten, Kröten u.s.w. bei dem Anblick dieser Schlange, wie

bezaubert nicht aus der Stelle könnte und zuletzt sich von selbst in den Rachen der Schlange stürzten.

Was frühere Reisende uns von giftigen Schlangen berichteten von denen es in Brasilien wimmele; finde ich eine trügende Übertreibung denn es sind solche weder an Arten noch Zahl so reichhaltig als man im allgemeinen glaubt und werden endlich durch Umstände die uns Europäern, entweder gar nicht, oder nur zum Theile bekannt sind weit weniger gefährlich. – Man zählt 6 Arten von giftigen Schlangen in Brasilien nimmt aber hiervon, in Minas Geraes, die so verschrieene Corallen Schlange (Coluber coccinens Linn) aus. Ausser der Klapperschlange werden, wegen ihrem Gifte, die Urutu, die Xararata, der Surucucu und die 2 köpfige Schlange gefürchtet. Letztere führt mit Unrecht diesen Namen, denn es herrscht auch nicht einmal Ähnlichkeit, zwischen den Hintertheil und dem Kopfe dieser Schlange. Es lebt diese Schlange die ich hier abbildete und Caecilia subterranea nannte, unter der Erde, geht jedoch, wahrscheinlich bei Nacht auch auf die Oberfläche derselben, welches die Öffnungen ihrer unterirdischen Gänge zu beweisen scheinen. Sie ist glatt ohne Schuppen und hat ohngefähr 230–235 Ringe. Die Augen sind klein und unter einer hornartigen durchsichtigen Haut versteckt. Der kleine Rachen indem ich keine Spur von Giftzähnen fand lässt vermuthen dass diese Schlange nicht gefährlich sein kann; jedoch stimmen die Portugiesen und die Urbewohner darinnen überein dass der Biss dieser Schlange giftig sei: letztere behaupten sogar dass er jederzeit tödlich; erstere hingegen haben die Naturgeschichte Brasiliens auch, mit dieser Schlange verunreiniget, indem sie ihr 2 Köpfe gaben. – Schon Margraf erwähnte diese Schlange und seine Beobachtungen, die grösstentheils mit den meinigen übereinstimmen, sind ein neuer Beweis für die Zuverlässigkeit dieses unermüdeten Forschers, dem die Naturgeschichte Brasiliens so viel zu danken hat.

Die giftigen Schlangen sind auf den ersten Blick von den nichtgiftigen zu unterscheiden: ein breiter plattgedrückter Kopf; ein sich schnell endender Schwanz der dem Körper, ein kürzeres plumberes Ansehen giebt, und die allen giftigen Schlangen eigne Trägheit sind die Kennzeichen. – Nie sind sie der angreifende Theil und wenden nur das Gift womit die Natur sie versah, dazu an, Thiere von denen sie sich nähren, zu töden. Diese sind hauptsächlich Kröten, Frösche, Katzen, Eichhörnchen, Affen u.s.w. Auch keine der giftigen Schlangen wird durch Grösse und Stärke furchtbar; die grossen Schlangen so Brasilien besitzt sind nicht giftig. Aber selbst der Biss der Giftigen ist nicht immer gleich gefährlich, oft ganz unschädlich, wovon ich mehrere Beispiele hab: sie

sind nehmlich mit dem Gifte der sie schrecklich macht, nicht im Überflusse versehen und es scheint eine gewisse Periode nöthig, um das beim Biss angewande Gift, wieder zu ersetzten; ja dass man annimmt, dass eine giftige Schlange weit gefährlicher des Morgens als des Nachmittags werde;denn es hat sich nicht nur einmal ereignet, sondern man hat der Beispiele viele, dass Menschen von allgemeinbekannten giftigen Schlangen, Nachmittags gebissen wurden und entweder keine Mittel anwanden; oder aus religiöser Einfalt, sich auf ein am Halse hängendes Heiligenbildchen, verliesen und mit einem leichten Geschwulste davon kamen. Nur denn werden gewöhnlich die giftigen Schlangen gefährlich, wenn man sich ihrem Lager, das nicht immer unter dürrem Laube, sondern weit öfter darauf ist, sich nähert. Selbst da aber oft noch kommt man ihnen ganz nahe ohne gebissen zu werden. Nur wenn man den Fuss auf sie setzet oder sie sonst unmittelbar berühret, beissen die gewöhnlich. Das beste Mittel ist denn, den gebissnen Theil, schnell zu unterbinden um das Zirkulieren des Blutes zu hindern; darauf die Wunde auszusaugen und auszubrennen. Das Aussaugen ist jedoch, oft hinreichend. Sichere Mittel aus dem Pflanzenreiche, kennen die Urbewohner, die mir aber noch nicht bekannt wurden. Der Biss der giftigen Schlange, der Klapperschlange nehmlich, mit den, so wie mit andern der bekannte Veloso Versuche hier anstellte, soll in 3 Stunden töden. Es ist jedoch weit seltner von letzterer Schlange gebissen zu werden, indem die Klapper oft noch zur rechten Zeit, die Gefahr anzeiget.

Um 1 Uhr kamen wir am Indaia an, dessen Bette, bis wo er sich in den Rio St. Francisco ergieset unendlich kleine Wasserfälle bildet. Auch hier setzt man in einer Canoe über den Fluss, man kann jedoch wenn das Wasser seichte ist, an einem der nahen Wasserfällen, durchreiten. An seinen Ufern, in dem sogenannten Quartel dos Pintores, leben 2 Soldaten zur Bewachung der Diamanten, die der Fluss enthält, die aber nicht gewonnen werden da die Ausbeute in Serro do Frio, sicherer ist. Die Diamanten sind ein zu wichtiges Product Brasiliens, als dass ich hier nicht umständlicher sein sollte.

Der bedeutendste Fundort der Diamanten ist der Distrikt von Serro do Frio, so wie es gegenwärtig auch der einzige ist, wo unter der Aufsicht des bekannten Mineralogen Camara, auf königliche Kosten die jährlich 300.000 Crusaden (ohngefähr eben so viele Reichs Thaler) betragen und die einen Gewinn von 100 Procenten, der Regierung einbringen, die Diamanten, gewonnen werden. Im Durchschnitte kann man annehmen dass das Gewicht der jährlich gewonnen Diamanten, 250 Loth beträgt, allein es ist nicht bekannt wie viel alle vom Jahr der

Entdeckung 1730 gewonne Diamanten betrugen; obgleich man ihren Werth, mit denen durch Schleichhandel ausgeführten, auf 20—30 Millionen Crusaden annehmen kann. — Ohngefähr 2000 Sklaven sind mit der Gewinnung der Diamanten in denen vom Sandsteingebirgen kommenden Flüssen und Bächen beschäftiget. Ehemals hatte man viel mehr Sklaven und ihre Anzahl soll mehrmalen auf 6000 gestiegen sein. Demohngeachtet wird durch die von Camara gemachten Verbesserungen und besonders der Anwendung von Förderungsmaschienen, jetzt bei ärmeren Geschieben und mit viel wenigen Händen, für den gleichen Werth, Diamanten gewaschen.

Der Diamantendistrikt von Indaia und Abaité ist grösser als der von Serro do Frio, aber die Ausbeute hier weit unsicherer, indem man oft ganze Diamantenleere Gegenden trifft; was in Serro do Frio nicht der Fall ist, wo man sogar mit einigen Gewissheit bestimmt, dass eine gewisse Quantität Geschiebe, so und so viel Diamanten liefert. Auch sind die Diamanten von Serro do Frio, weit schöner von Form und Wasser; obgleich die von Indaia und Abaité sich auszeichnen in der Grösse. — Der grosse Diamant den Portugal besitzt, der grösste bekannte wurde in der Werra, die ehemals Abaité do Sul genannt wurde gefunden. Die Gebirge des Certao von Abaité und Indaia bestehen grösstenheils aus Thonschiefer und nur auf den Gipfel derselben findet man Sandsteine.

Die Krone hat sich die Gewinnung der Diamanten ausschliesslich vorbehalten und selbst durch das ohngefähr gefundne Diamanten müssen ihr ausgeliefert werden. Um den Schleichhandel zu hindern wurde schon früher die Confiscation des ganzen Vermögens und Verweisung nach den afrikanischen Colonien darauf gesetzt. So entstanden denn auch hauptsächlich die vielen Resistos an Flüssen und Landstrassen: allein wie ist es möglich, dass so kleine Körper wie Diamanten auch durch die geübtesten Wachen, leicht aufgefunden werden können, da gewöhnlich die List die die Schleichhändler anwenden, mit der Gefahr an Grösse gleich ist.

Auf der Rückreise fanden wir an dem Indaia einen Fischer mit seinem Sohne der nach dem Landesgebrauche, Fische mit Pfeilen zu erlegen verstand. Man bedient sich hierzu eines 4 Schuh grossen Bogens und eines Rohrpfeiles dem eine eiserne runde Verlängerung vorn angesetzt wird. An dieser eisernen Spitze ist eine lange Schnur befestiget mit welcher der getroffene Fisch, nachdem durch den Blutverlust er matt wurde, herbeigezogen wird. — Es gehört ein scharfes, geübtes Auge dazu, den Fisch in dem trüben Wasser, zu sehen. Man bedient sich zu

diesem Fischfang, den wir heute noch Gelegenheit hatten zu beobachten, eines Canoes, das von einem Manne, hinten sanft fortgerudert wird, während der im Vordertheil fertige Schütze, auf die Fische lauert. Gewöhnlich sind diese Leute sehr geübt und fehlen selten ihren Schuss. Die heutige Jagd lief sehr glücklich aus, und wir fingen eine grosse Anzahl Fische, auf diese Art, die die Portugiesen von den Wilden, scheinen gelernt zu haben: die ich aber unter den von mir besuchten Wilden, nicht auffinden konnte. – Sonderbar ist es dass das vorn am Pfeil eingesteckte Eisen stumpf ist, und dass die Fischer behaupten dass ein spitzes Eisen, nicht so gut eindringe.

Vom Indaia hatten wir abermals eine unübersehbare Wüste vor uns, bis zu einer 5 Legoas entfernten Strohhütte, die Herr von Eschwege im vorhergehenden Jahre hier hatte erbauen lassen und der er den Namen Ranjo do Jacú gab. Die Zubereitung unseres Frühstückes, das wir aus dem Blattmark einer Palme zubereiteten, nahm nicht viele Zeit und wir setzten frühe unseren Weg am folgenden Morgen nach der 4 Legoas entfernten Werra, fort. – Hier wartete unser am entgegengesetzten Ufer, eine ähnliche Strohhütte, wie die in Jacú, in der wir die Nacht zubrachten. Diese aber wurde durch den Lärmen den ein Schwarzer machte, so behauptete, dass ihm eine Unze beim Arm gefasst habe, unterbrochen; allein da er nicht verwundet war, so scheinet mir die Sache nicht wahrscheinlich.

Mit Tagesanbruch ging die Reise weiter, und zwar heute grösstentheils durch dicke Waldung, bis wir gegen 1 Uhr auf der königlichen Bleifabrik, ankamen. – Vorher hatten wir die Fulda zu passieren, welche die Portugiesen, so wie die Werra für einen Arm des Abaité hielten und sie daher Rio Abaité do nord nannten. Mein Gefährde berichtigte diesen Irrthum und belegte zugleich mit den Namen 2er Flüsse seines Vaterlandes (Hessen) die selbständige Werra und Fulda. Es herrschet jedoch wenig Ähnlichkeit zwischen jenen deutschen Flüssen und ihren brasilianischen Namensverwandten; ausgenommen etwa in der Breite. – Wenn nehmlich die Ufern jener mit Tausenden von thätigen Menschen bewohnet sind, deren nächstliegende Getreidefelder, von ihrem in gleichem Bette, sanft dahinfliessendem Wasser, benetzt werden; so sind diese durch Hunderte von niederen Wasserfällen unterbrochen und ihre mit Urwäldern bewachsne Ufern nur der Aufenthalt wilder Thiere.

Die Bleifabrik lieget 80 Legoas von Villa-Rica und verdanken ihre Auffindung Menschen, so dem Bache, der an ihr hinfliesset, in der Absicht heraufgekommen waren hier Diamanten zu suchen. Jetzt sind



es ohngefähr 20 Jahre dass man des Erzes Entdeckung machte, allein erst seit 3 Jahren hat man auf die Wiederaufsuchung und Bearbeit angetragen, welches Geschäft meinem Gefährden dem Herrn von Eschwege war aufgetragen worden, den man zugleich zum Directeur der Anstalt ernannte. Dem Aufkommen derselben stehen jedoch manichfaltige Hindernisse im Wege und es ist wahrscheinlich, dass die Sache bald in Verfall kommen wird. Die Gegend wo sich das Blei findet, liegt mitten im Walde von allen Seiten von Hügeln umschlossen und hat auf die Gesundheit der Menschen, deren bleiches, kränkliches Aussehen schon solches verräth, einen sehr nachtheiligen Einfluss; sonderbar ist es dass alle hier an einer Krankheit, der Wassersucht sterben, die in 3 Jahren von 25 schon 7 wegrafte. – Mit so äusserst wenigen Sklaven, ohne einen sachverständigen Aufseher und durch die Schwierigkeit das Blei, das besonders an der Nähe des Baches lieget, wo Wasser die Arbeiten hindert, zu gewinnen; kann man leicht denken, dass nicht viel Metall bis jetzt am Tag befördert ist.

Das Blei kommt als Bleiglanz der Silberhaltig ist hier vor, auch findet sich rothe gelbe und grüne Bleierde.

Der Aufenhalt hier war nicht angenehm, aber belohnend für meine Sammelungen; überhaupt hatte ich eine Gegend jetzt bereist die vor mir nie der Fuss eines Naturforschers betretten hatte und die mir jeden Tag neue nicht beschriebne Gegenstände darbot. Meine Sammelungen waren schon beträchlich und besonders hatte ich während meinem Hiersein, Gelegenheit eine reiche Ernte in der Insectologie zu machen. An dem Bache nehmlich der am Wohnhause hinfliesset, sind 2 Stellen, wo unendliche Schaaren von Insecten, besonders Schmetterlingen sich sammeln. Es sind diese Stellen nahe am Rande des Baches und auf ihnen wird gewöhnlich das Kochgeschirr ausgewaschen. Schmetterlinge denen man umsonst in Wäldern und Feldern nachjagt, sitzen hier, Art bei Art; Wohllust aus der feuchten Erde saugend. Tagschmetterlinge machen den Dämmerungsfaltern und diese wieder unzählbaren Nachtschmetterlingen Raum. Allein die Feuchtigkeit ist hier so gross, dass, was mir nie vorher begegnete, selbst die Körper der Tagschmetterlinge in Fäulniss übergingen, wodurch ich mehr als die Hälfte meiner gesammelten Insekten und leider darunter auch Exemplare verlor die ich nur einmal besass.

Verschiedne Arten von Stechfliegen (Conops) waren hier in erstaunlicher Menge, so dass man sich ihrer kaum erwähren konnte: besonders die Beine waren ihren empfindlichen Stichen ausgesetzt. Nicht besser wie uns ging es unsern Lastthieren, die oft mehrmalen des Tages von

der Waide nach Hause gerannt kamen, gleichsam als wollten sie Schutz gegen diese lästige Insekten, die man hier Mutucu nennt, bei dem Menschen suchen.

Oft leitet die Natur den Menschen, ohne dass er auf ihre Allmacht aufmerksam wird und noch öfter beschweren wir uns über Wirkungen derselben, ohne über ihren Nutzen, nachzudenken: jene Schaaren von Mosquitos die an niederen Orten den Menschen überfallen, sind nicht oder ungleich weniger in gesünderen höheren Regionen. Sollte es nicht ein Wink sein letzere zu suchen und ersteren zu fliehen.

Am 11ten Oktober verliesen wir diesen traurigen Aufenthalt und tratten unseren Rückweg an. Die Fulda und Werra waren nicht wasserreicher, so dass wir letztere auch diesmal durchreiten konnten. Gegen 3 Uhr kamen wir in Assumsão bei dem Soldaten an, der hier zur Bewachung der Diamanten in der Werra, mitten in der Wüste mit seiner Familie lebt. – Zuvor, wo oft 50 bis 100 Wagehälse, wohl bewafnet auf das Diamanten Suchen ausgingen, verloren nicht selten Soldaten das Leben. Wir unternahmen noch heute eine Wasserjagd auf der Werra, die wir ohngefähr eine halbe Meile, bis zu einem Wasserfall in einer Canoe hinauffuhren. Alle brasilianischen Flüsse, sind einander mehr oder weniger dadurch ähnlich; dass sie unzählige Wasserfälle bildend, sich in vielen Krümmungen, durch hohe mit Urwäldern bewachsne Ufern winden. Diese hohen Ufern; die Wasserfälle und die ungleiche Tiefe; könnten als Gründe neuerer Gelehrten Behauptung, dass Brasilien und ganz Amerika, eines späteren Ursprunges sei, aufgestellt werden. Hier nehmlich hat die Länge der Zeit noch nicht hingereicht, durch die von den benachbarten Hügeln und Bergen herabgeführte Erde die Flüsse aufzuschwemmen, ihre Ufer auszudehnen und ihre Tiefe selbst mehr gleich zu machen. – Hingegen lieget wohl hierinnen Vernunft; aus Civilisation und Menge der Bevölkerung, auf die Existens eines Landes zu schliessen.* Stehet etwa der Neger höher als der Brasilianer?

Man macht sich gewöhnlich von dem Reichthum den Brasilien an Thieren besitzen soll, eine irrige Vorstellung, wie ich schon mehrmalen erwähnt habe. Hier an den Ufern der Flüsse müsste der Aufenthalt vieler sein, allein ihre dicken Wälder sind öde und stille; selten nur ertönte das Menschengelächter ähnliche Haha! eines Jaci's (Penelope cristata Linn) oder ein stummer Taucher, stürzte sich in grosser Ferne von uns in das Wasser. Das einzige Thier, so hier zahlreich vorkommt,

* Theorie des nouvelles Decouvertes de Physique et de Chemie pour servir de supplement à la Theorie des Étoes sensibles, etc. de Mr. L'abbé Para 1786.



ist das Capivara (Caria Capybara Linn). Bei Tage jedoch bekommt man nur selten diese zu Gesicht und nur während der Nacht ertönte ihre Stimme. Unseren Wirth hatten sie grossen Schaden in dem reifen Maisfelde gethan.

Die Werra ist sehr fischreich und keiner ihrer Fische durch den Genuss schädlich. An ihren Ufern fanden wir Bruchstükke der Töpfe der Urbewohner, die sich durch die Feinheit des Thones von denen der Portugiesen auszeichnen und auf den ersten Augenblick unterscheiden lassen. Die Urbewohner hingegen waren alle aus dieser Gegend verschwunden und weder auf der Her – noch Rückreise, fand ich irgend eine andere Spur von ihnen; obgleich es nicht wahrscheinlich, dass auf der grossen Strekke von 80 Legoas nicht einst solche lebten.

DRITTER ABSCHNITT

Reise zu mehreren Stämme der Urbewohner der Capitanie Minas-Geraes – Aufenthalt unter solchen – Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche – Proben der Sprachen.

Nach 5 Tagesreisen östlich von Villa-Rica entfernt, leben schon mehrere Stämme der Urbewohner Brasiliens, die aus ihrem ehemaligen Aufenthalt an den Seeufern von den Portugiesen verdrängt, sich scheinen in die dicken undurchdringlichen Wäldern, von hier bis Bahia und oft nur auf wenige Meilen von dem Meere, zurückgezogen zu haben.

Diese Wilden in ihrem natürlichem Zustande zu beobachten, war schon lange meine Absicht und zu diesem Zwecke verliess ich nach einem Aufenthalt von einem Monate, den ich dazu anwande die wichtigsten naturhistorischen Gegenstände zu zeichnen, Villa Rica den 22 December 1814.

Unser Weg führte am Fuss der Stadt Marianna vorbei, die bei weitem kleiner ist als der Flecken Villa-Rica, aber wegen der ebnen Lage und der Bauart Vorzüge hat. Sie ist der Sitz eines Bischoffes und nur 2 Legoas von Villa-Rica entfernt.

Unmittelbar hinter Marianna fingen wir an die Gebirgskette zu ersteigen, die man von Villa-Rica aus sieht und deren höchste Spitze wie es scheint der Itaculumic ist. Dieses Wort soll in der Sprache der Indier die man ehemals hier traf, Sohn des Steines, bedeutet haben, indem nehmlich die Bergspitze aus einem grössern und einen kleineren Felsen besteht. Der Weg bergauf war fürchterlich schlecht, doch theilweise gepflastert. Auf der höchsten Stelle dieser Bergstrasse hatten wir eine weitbegrenzte aber nichts weniger als schöne Aussicht, es schien als wäre die Erde noch nicht lange aus dem Chaos getretten. Tausende von Hügeln mit zwischen ihnen tief eingeschnittenen Thälern von unbeträchtlichem Umfange leiteten zu dieser Idee. Bald darauf trafen wir eine Pflanzung mit Namen Owieres, auf der andern Seite des Gebirges, die von Marianna 2 Legoas entfernt ist. Der Weg leitete uns grösstentheils an der Seite von undurchdringlichen Waldungen dem Aufenthalte der Buschneger; so wie denn auch mehrere Kreuze an der Seite des Weges für Mordthaten zeigten. Es herrscht nehmlich hier die

Sitte an der Stelle, wo man einen Toden gefunden (die Art wie er gestorben macht keinen Unterschied) ein Kreutz zu errichten, damit die Vorübergehenden die Zahl der Pater noster ergänzen, die nothwendig seine ohne Absulution verscheidne Seele, aus dem Fegefeuer zu erlösen. — Gewöhnlich hatte der Weg auf der einen Seite hohe Waldung und auf der andern tiefe Abgründe, die um so gefährlicher wurden, da durch anhaltenden Regen oft mehr als die hälfte des schmalen Weges, in die Tiefe gerollt und der stehen gebliebne Theil jeden Augenblick dem gesunkenen zu folgen schien.

Von Crowires bis Meinard, eine bedeutende Pflanzung ist ein Legoa und der Weg hatte sich sehr bis hierher verbessert; aber über das Flüsschen das am Fusse der Pflanzung hinaufsetzt, führt eine Brücke die den Reisenden in Zweifel setzt ob es nicht besser sei, sogleich durch den Strom zu schwimmen, als mit seiner Brücke herabzustürtzen. Wir fanden hier ein gemächliches Wirthshaus wo man sich aber theuer zahlen liess. Die Natur gab mehreren Geschlechter von Voegeln des neuen Continents Flügelsporn zur Vertheidigung, doch war mir bis jetzt kein Regenpfeifer (Charadrius) bekannt, weswegen ich den heute am Flusse Meinard geschossnen hier abbilde. — Die Iris dieses schönen Vogels ist dunkelbraun; die Augenlieder sind blassroth; der Schnabel olivengrün; die Füsse und die Flügelsporn ziegelroth. Die Stirne, Kinn, Kehle ein Ring um den Scheitel, der Bauch der After und Steis auch die kürzeren Schwungfedern sind weiss. — Der Hinterhals, Vorter-Scheitel, die Brust, die grossen Schwanzfedern, die Schulterfedern und die Spitze des weissen Schwanzes, sind schwarz. Der Scheitel im weissen Kreise, der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind braungrau. Die grösseren Deckfedern der Flügel haben breite weisse Spitzen. — Dieser Regenpfeifer kommt selten an den Flüssen in dem Innern Brasilien vor.

Charadrius armatus
Mihi

Am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg fort und da war der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit fesselte, eine Anstalt am Flusse wo der Pater bey dem wir übernachtet hatten, durch ohngefähr 20 Schwarze, Gold waschen liess. Überhaupt war die ganze Gegend, durch die wir heute kamen, ausserordentlich goldreich und an vielen Orten trafen wir Negern, mit dem Goldwaschen beschäftiget; auch waren von Stund zu Stund bedeutende pflanzungen in schönen Gegenden. Bey einer derselben mit Namen Sta. Anna kamen wir gegen Abend an, und wurden äusserst gastfreundlich aufgenommen.

Von unserm gefälligen Gastwirth und seiner Familie nahmen wir früh Abschied. Unser Weg führte auch heute an verschiedenen grossen Pflanzungen vorbey; Goldwaschereien fanden wir jedoch heute keine. Nachdem wir 4 Legoas durch eine waldig-hügliche Gegend fortgesetzt hatten kamen wir um 2 Uhr in dem Dorfe Sta. Anna dos ferros, na Barra da Bacalhao an. Der hier vorbeifliessende Fluss, war ziemlich breit jedoch wie seine Landsleute alle nur auf gewisse Strekken, wegen den Wasserfällen schiffbar.

Sta. Anna dos Ferros scheint ehemals ein Prezidio gegen die Wilden gewesen zu sein, zählt jetzt ungefähr 40 Feuerstellen und der Umfang seines Distriktes wird auf 6 1/2 Legoa Länge und 4 Breite angegeben. Nicht mehr als 2000 Menschen bewohnen dieses Land. In der Nähe Sta. Annas streifen jenseits des Flusses über den eine Brükke führt, Wilde vom Stamme der Puris, doch scheint es nicht als ob diese den Pflanzern sehr gefährlich wären indem man es als etwas Auffallendes erzählte, dass solche vor 18 Monaten 2 Sklaven mit Pfeilen durchschossen hätten. Unterdessen scheinen sich die Portugiesen für diesen Wilden zu fürchten, und unser heutiger Wirth der ein leidenschaftlicher Jäger war, gestand dass er nie jenseits des Flusses jage.

Viel zuneigung zeigten eben diese Bewohner Sta. Anna nicht zu den armen Wilden und als wir dem Commendanten im Laufe des Gesprächs erzählten dass der Directeur der Wilden, schon 500 Puris dahin vermocht haben sich an bestimten Plätze niederzulassen und alle Feindseligkeiten gegen Portugiesen und die mit ihnen befründeten Indier einzustellen; äusserte derselbe den teuflischen Wunsch, dass man die Pocken unter sie bringen sollte, um alle mit einem male aufzureiben; diese nehmlich raffen gewöhnlich die Wilden die von ihnen befallen werden, wie ich in der Folge zeigen will, weg.

Am folgenden Morgen setzten wir die Reise fort und nachdem wir die grosse Brücke über den reissenden Strom und einige Pflanzungen passiert waren, sahen wir uns von allen Seiten durch dicke Wälder eingeschlossen, die nur hier und da durch Maisfelder und sparsame Pflanzungen unterbrochen waren. — Obgleich die wilden Puris in diesen Waldungen dann und wann streifen, so ist in dieser Hinsicht doch besonders ein äusserst dicker Urwald ohngefähr 3 Legoas von Sta. Anna und der ausschliesslich der Wald der Puris genannt wird merkwürdig. 2 Kreuze nicht weit vom Eintritte in den schauerlichen Wald und in nicht grosser Entfernung von einander, zeigen vom Morde 2er Sklaven, so hier beim Sammeln der Baumwolle für ihre Herrn, von den Puris waren durchschossen worden. Mehrere meiner Begleiter betratten daher

mit sichtbarer Furcht den verschrienen Wald. Unterdessen scheinen die Puris die Waffen der Portugiesen und diese selbst, weit mehr zu fürchten, als letztere die Indianer. Jene Gegenden mit undurchdringlichen Waldungen würden für lange noch den neuen Besitzern streitig gemacht werden, wenn die Wilden das wären wie man sie selbst hier oft schildern hört. Niemand würde diese Strasse bereisen können die durch ihre Wälder führt, oder hundert von Kreuzen würden von den Mordthaten zeugen, wo man jetzt kaum 2 bis 3 in mehreren Jahren zählt. Denn hier im Dickicht verborgen, können sie ungesehen ihre Pfeile auf die Vorbei-Reisenden, abdrücken, ohne befürchten zu müssen dass man ihnen nachsetzt. Hier hilft dem Reisenden keine Waffe und in diesem Falle sahen wir uns denn natürlich auch mit den unsrigen. Das beste Mittel sind Hunde, die abgerichtet sind die Wilden aufzusuchen und vor der nahen Gefahr zu warnen, diese Thiere spielen denn auch die Hauptrolle, wenn die Portugiesen auf den Menschenfang, was jetzt nur noch bei feindlichen Wilden, als zum Beispiel den Puris, Botocudos u.s.w. geschieht, ausgehen, aber die Wilden rächen sich gewöhnlich dadurch dass sie die Hunde der Portugiesen so oft sie nur können todtschiessen; welcher Fall sich heute nachdem wir kaum einem Stalle vorüber waren, bei dem uns folgenden Jäger zutrug; diesem nehmlich durchschoss man den ihm begleitenden Hund, dicht bei seinen Füsssen.

Da heute der erste Christfeiertag war so begegneten wir viele Pflanzern die mit den ihrigen nach der Messe gingen oder von ihr zurückkehrten. Diese Leute hatten nichts anziehendes, ihr kränkliches schelmisches Aussehen machte keinen guten Eindruck. Um 3 Uhr kamen wir in Sta. Ritta, einem Dorff der 5 Legoas von Sta. Anna und nur eine von dem Walde der Puris entfernt ist, an. Hier waren aber die wenigen Häuser alle mit Menschen angefüllt, die sich des Festes halber versammelt hatten, so dass uns kein Mittel blieb als zu dem Hause des Paters zu wandern in der Hoffnung da unterzukommen, erhielten aber auch von dem Seelenhirt eine abschlägige Antwort, und mussten unsern Weg nach einer Pflanzung (Fazenda) die nur 1/4 Legoa vorwärts lag, fortsetzen. Auf dieser grossen Pflanzung wurden wir zwar gastfreundlich aufgenommen, allein wir fanden die Nacht durch wenig Ruhe, da die vielen Negersklaven das Christfest, auf dem Hofe des Hauses, bis spät in die Nacht mit abscheulicher Musik und Gebrülle, nach der von Langsdorff bei der Insel Catharina beschrieben Art, feierten.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr setzten wir unsern Weg fort und gelangten nachdem wir ohngefähr 3 Legoas zurückgelegt hatten auf den Gipfel der Serra do St. Beralde den gegenüber sich die noch höhere

Gebirgskette da Onca erhebt. Beide schliessen einen niedren hüglichen Landstrich ein, indem Precidio liegt, das wir gegen 3 Uhr Nachmittags erreichten und wo wir im Hausse von dem General Directeur der Wilden einen gewissen Capitain Marlier, Franzose von Geburth, einkehrten. Hier sollte der Sammelplatz unserer Beobachtungen über Brasiliens Urbewohner in diesen Gegenden, sein. Wir fanden beim Eintritte in das Thal grosse Striche Landes ganz mit Asclepicas curas Sanica bewachsen deren Anbau wegen den seidenartigen Saamen-Haaren zu empfehlen ist.

Prezidio do St. João Baptista, so jetzt ein Dorf ist entstand so wie aller Prozidio, welches Wort man wohl am besten durch Gränzwache geben kann, dadurch, dass der Gerechtigkeit entflohene Verbrecher, sich hier mitten unter den Urbewohnern niederliessen und nachher selbst oder auch erst ihren Nachkommen, sich von der Regierung einige Soldaten zum Schutz erbaten. Dieses Schutzes so schwach es auch sein mag, indem es selten in mehr als 2 Soldaten besteht, würden sie nicht bedurft haben, wenn man nicht von jeher die Rechte der Menschheit, von den Bewohnern der Prezidios hätte mit Füssen tretten sehen. Sie sind es ferner die der Wilde zuerst kennen lernt, und nach derem Betragen er in der Folge nicht nur die Nation beurtheilt sondern sie auch hasst. Jene ersten Eroberer von Brasilien waren Leute wie heute zu Tags die Gründer der Gränzwachen und auf ihnen muss der Billige die grosse Schuld ruhen lassen, die Eingebornen unglücklich gemacht zu haben, nicht auf allen Portugiesen.

In der Nachbarschaft der Gränzwache St. João Baptista leben auf einen Flächeninhalt von 20 Quadrat Legoas 3 verschiedene Stämme der Urbewohner Brasiliens. Der mächtigste dieser Stämme ist der der Croatos so mit Inbegrif von Weiber und Kinder ohngefähr 2000 zählt. Ihm ist der der Puris, deren man kürzlich wie schon oben gesagt 500 auf feste Stelle zusammen gebracht hat der Nächste. Der dritte, die Coropós sind bereits seit 50 Jahren mit den Portugiesen befreundet und hat daher schon viel eigenthümliches verloren; dieser letzteren sind es ohngefähr 200 die an dem Rio-pomba ein Kirchspiel haben, in und um welches sie grösstenheils wohnen: Mit ihnen leben 2 Paraibas und 1 Pacaju; Stämme die die Gegenden ohnweit der Mündung des Flusses Paraiba bewohnen.

So vielerlei auch die Stämme in Brasilien sind und so verschieden die Sprachen derselben scheint, so findet man doch dass alle diese Sprachen in ihren Grundlagen mehr oder weniger übereinstimmend sind, wie ich nachher durch ein kleines Wortverzeichniss zeigen werde.

Alle diese Stämme sind im freiem Zustande Nomaden, die da sie



keinen Viehzucht haben sich von der Jagd nähren und denen Wurzeln und wilde Früchte mit ersteren hinlänglich Unterhalt schaffen. Die Jagd beschäftigt den Mann, der Fischfang das Sammeln der Wurzeln und Früchte das Weib. Ein günstiges Clima erfordert von genügsamen Wilden wenig Mühe für seine Erhaltung. Unbekannt mit den Freuden und dem Guten einer höhern Cultur sind ihnen auch Tausende von Bedürfnissen, die selbe mitführt, fremd.

Da die Lebensart der Brasilianschen Wilden so ausserordentlich gleich bei den manchfaltigen Stämmen ist, die nach meiner Meinung doch alle von einem und denselben Volke herstammen, so herrscht auch in ihrem Äusseren wenig Verschiedenheit und nur mehrere Stämme, so Anthropophagen sind, entfernen sich durch Kunst von der Bildung der übrigen, indem sie durch die Unterlippe und die Ohren grosse Hölzer stecken, die erstern bis auf die Brust und letztere bis auf die Schultern herabziehen.

Die Brasilianer sind meistens mittler Statur, die Farbe derselben ist Braungelb, (nicht Kupferfarbe wie man glaubte) die geraden spröden Haaren sind pechschwarz, das nur wenig schiefe Auge dunkelbraun, doch sein Hauptcharakter sind die vorspringenden Backenknochen. Ihr Wuchs ist nicht vorzüglich, da der Unterteil gewöhnlich dick, der Kopf gross und die Beine dünn sind. Man nennt sie bartlos weil sie im Gesichte sowie in den Schamtheilen und unter den Schultern, alle Haare sorgfältig ausraufen, welches Verfahren da es von Generation zu Generation fortging, Einfluss hatte, so dass in der That Brasilianer die als Kinder unter den Portugiesen kamen und sich in den genannten Stellen die Haare nicht ausraufen nur wenige haben.

Der feine Wilde geht gänzlich nackt, nur die Vorhaut zieht der Mann bei einigen Stämmen über die Eichel und bindet sie hier zusammen. Als Uhrsache hierzu geben sie an, Insekten die hier einkröchen den Zutritt zu wehren, was auf eine Bemerkung die Girtaner bei seiner Geschichte der venerischen Krankheit macht, hinzuweisen scheint.

Die Weiber haben selten mehr als 4 Kinder, was um so auffallender ist, da die von Europäischen oder afrikanischen Ursprunge, gewöhnlich sehr fruchtbar in Brasilien sind. Nachdem die Wilde geboren, eilt sie nach dem nächsten Bache oder Flusse, um sich und das neugeborne Kind zu waschen. Sonderbar, dass die bekannte Beobachtung, dass der Vater sich alsdann krankstellend mehrere Tage niederlege, ich hier von vielen Augenzeugen bestätigen hörte.

Bei allen auf niedren Stufen der Cultur stehenden Völker ist das Weib [illegible]r oder weniger Sklavin: auf ihr ruhen alle Geschäfte der Haushal-

tung beim Brasilianer, sie ist es die er von der Jagd heimkehrend mit dem erlegten Wild und den gesammelten Früchten, oft bis zum Niedersinken bepackt, während der stärkere Mann mit dem Bogen und einigen Pfeilen neben ihr hergeht. In der Hütte muss sie das Essen zubereiten, Holz und Wasser herbeihohlen und der Mann ist sehr gefällig wenn er sich die Mühe nimmt das neben seinem Sitze brennende Feuer, bei dem gekocht wird, von Zeit zu Zeit zusammen zu legen.

Im allgemeinen nennt man den brasilianischen Wilden hinterlistig, tückisch, falsch und nimmt zur Behauptung mit, dass er seinen Feind aus dem hinterhalt morde; allein man nehme hier auf den Aufenthalt dieser Wilden, der immer in Wälder ist zugleich Rücksicht. Dort sucht der Brasilianer den Feind auf, allein die Erfahrung lehrt ihn Vorsicht, er schleicht sich deswegen durch tausend Umwege in den Waldungen herum, bis sein scharfes Auge den Gegner sieht, den er nun freilich nicht zum Zweikampfe herausfordert, sondern den sicheren Pfeil auf ihn abdrückt. Aber weit leichter tödet er auf diese Art Portugiesen als seine eigne Landsleute; denn diese haben mit ihm gleiche Stärke des Gesichts gemein und sind oft zu gleichkriegrischer Absicht ausgegangen.

Wir waren also nun diesen für den Forscher so merkwürdigen Urbewohnern nahe, natürlich musste der Wunsch entstehen solchen in den Wäldern bald selbst aufzusuchen, in welcher Absicht ich am 29ten December mit dem Herrn v. Eschwege, dem Directeur der Wilden — dem braven Marlier und einem Soldaten von Prezidio aufbrach. Unser Vorhaben war eins von dem nachgelegenen Aldeas oder Dörfer, wenn man so drei oder vier niedre Strohhütten, nennen darf, zu besuchen. Alle diese Aldeas sind in Urwaldungen und obgleich sie selten mehr als eine Familie von 20 bis 40 Persohnen ausmachen, doch oft Stunden Wegs weit, von einander entfernet. Zu ihnen leitet ein schmaler Fusspfad, wo der nackte Wilde von weniger als mittler Statur sich durchwindet allein wo wir allenthalb mit den Kleidern hängen blieben.

Unser Weg führte durch Urwald und als wir ohne gefähr in diesen 2 Legoas zurückgelegt hatten, begegnete uns ein Trupp Indier die von der Jagd zurückkehrten und deren Waffen, Bogen und verschiedene Arten von Pfeilen waren. Die Weiber keuchten unter dem Ertrag der Jagd, der in dem Fleische von wilden Schweinen, lebendigen jungen Affen und Papagogen bestand. Ausser einem Tuche um die Schamtheile gingen diese Wilden nackend; doch war ihr Äusseres nichts weniger als empfehlend; sie waren mehr klein als mittelmässig, das Haar hing ihnen wild um den Kopf. Wir folgten diesen Menschen nachdem wir ihnen



einen Affe abgekauft hatten, nach ihren Wohnsitzen, doch bald mussten wir unsere Maulthiere, unter der Obhut eines Soldaten zurücklassen; denn der Weg war so enge dass kaum ein Mann sich durchwinden konnte, dabei aber, obgleich von beträchtlicher Länge, so gerade als ob die Wilden bei Eröffnung desselben sich des Compasses bedient hätten. Unsere Führer die doch wohl von der Jagd mochten ermüdet sein, wanden sich so geschmeidig durch das Dickicht, dass sie uns beständig voraus waren. Endlich sahen wir mitten im dicken Walde sich ein Maisfeld erheben und in der Mitte dieses lagen vom 7—9 Fuss hohen Mais versteckt, mehrere Zeltartige Strohhüttchen, die konstlosen Wohnungen unserer Führer. Innerhalb war natürlich der Raum sehr beschränkt, doch waren 5 Netze ausgespannt, in denen liegend und sich schaulend empfingen uns nach ihren Gebrauch die Indianer, die uns nachher einer nach dem andern verliessen. Nur der Familienvater blieb bei uns und zeigte uns die Hütten seiner Söhne die in demselben Maisfelde lagen. Alle stimmten darinnen überein, dass sie aus in die Erde gesteckten Stangen bestanden, über denen andere oben dachförmig zusammenliefen und mit Palablätter bedeckt waren. Ihre Bogen und Pfeilen einige irdne Töpfe und die Netze zum schlafen, machten den ganzen Hausrath aus. Dagegen hatten sie aber viele Hausthiere als Hunde, kleine wilde Schweine, Affen, Papagägen und Penelope cristata und cummancrois Linns; ausser den kunstlos zusammen geflochten Reibekörben der Weiber, fand ich mehrere kleine niedlich geflochen in ihren Hütten, die erstaunliche Ähnlichkeit im Flechten und der Form mit denen der Südsee-Insulaner hatten.

In der Folge besuchte ich oft dieselben Wilden auf meinen kleinen Excursionen die ich in der Gegend in naturhistorischer Absicht machte, ganz allein oder nur in Begleitung eines knaben von Stamme der Coropos. Doch hatte ich es noch nicht gewagt unter ihnen eine Nacht hinzubringen, als ein fürchterliches Gewitter eines Abends mich, da ich nach Prezidio zurrückkehren wollte, mitten im Walde aber ohnweit dem Aufenthalte der indischen Familien die ich oben beschrieben überfiel. Gewitter mit heftigem Winde, so wie das Heutige, werden dadurch schrecklich das tausende von collessalischen Bäumen umgestürzt werden, welche theils durch ihr hohes Alter, theils aber auch dadurch, dass, wie man beobachtet hat, die brasiliansche Holzarten nicht tief wurzeln, und so leichter durch den Orkan bezweckt wird. Noch sind denn solche Riesenstämme gewöhnlich durch Lianengewächsen mit nebenstehenden Bäumen innigst verbunden, die sie entweder mit umreissen oder im Falle zerschmettern. Zu diesen denke man sich die fürchterliche Dunkelheit

die nur durch die heftigsten Blitze erhellt wird, während der Donner ohne Zwischenpause hin und herrollt. Regengüsse stürzen sich allenthalben von den benachbarten Hügeln und ist es ein Thal das der Reisende zum Nachtquarter gewählt, so schwimmen oft besonders wenn ein Bach in der Nähe ist, seine Efekten in Wasser, während er alle Augenblicke fürchten muss von den umstürzenden Bäumen deren erstes krachen man nicht immer wegen dem heftigen Donner hört, zerschmettert zu werden.

Ein solches Wetter nöthigten mich also eines Tages zu den Wilden die ich eben beschrieb meine Zuflucht zu nehmen. Begleitet von meinem Coropos gelangte ich gänzlich durchnässt, indem nicht nur der herabstürzende Regen, sondern auch mehrere durch ihn geschwollne Bäche die ich bis an die Brust durchgehen musste, hierzu beitrug hier an. Natürlich musste es meine erste Sorge sein die von Wasser triefende Kleidung auszuziehen, allein womit unterdessen dieselbe wenn auch nur zum Theil zu ersetzen, da ich in der Hütte auch nichts fand was ein Hemd hätte ersetzen können. Die Männer waren nackt und spotteden über meine Zweifel; ein junges Mädchen von ohngefähr 16 Jahren hingegen hatte mehr Mitleiden und bad mich durch Zeichen ihr Schürzchen, das einzige Kleidungs wo sie hatte anzunehmen; natürlich schlug ich dieses ab da alle Weiber die Gegenwartig ein solches Tuch anhatten und es blieb mir zuletzt kein ander Mittel als mich von der nassen Kleidung entblösst zu denen ans Feuer sitzenden nackenden Männer zu setzen. Lange war ich jedoch der Gegenstand der Neugierde, sowohl der Männer als Weiber, indem die Weisse meiner Haut von der ihrigen so verschieden war. Da ich dieses merkte und vermuthete dass sie nie Europäer gesehen haben, so benutzte ich diesen Umstand, da mir ihr Hass gegen die Portugiesen bekannt war und liess ihnen durch meinen jungen Coropos, der ihre Sprache verstand, verdolmetschen, dass ich kein Portugieser sondern von einer grossen Nation sei, die gegen Norden wohne. Von diesem Augenblicke an wuchs ihr Zutrauen das ich schon früher durch kleine Geschenke hatte zu gewinnen gesucht. Die älteste Frau erhielt, von ihrem Manne wahrscheinlich, denn er schien ihr an Jahren gleich, Befehl etwas Mais für mich zu kochen, allein da weder dieser noch das nöthige Brennholz in der Hütte war, so wiedersetzte ich mich, indem noch der Donner über unsern Köpfen rollte und die herabstürzenden Regengüsse mit einer neuen Sündfluth droheten. Allein es half nichts, die arme Frau musste die Hütte verlassen und erst nach einer 1/2 Stunde kam sie mit Holtz, Wasser und Mais zurück. Letzterer war noch unreif allein schien keinen schädlichen Einfluss so genossen, zu

äussern, denn die Wilden assen beinahe jetzt nichts anderes, als solchen zu einem dünnen Brei gekochten Mais. Ich bewirthete meine Wirthe mit etwas Brantwein so ich bei mir hatte zur grossen Zufriedenheit derselben; denn dieses Getränk hat für sie ungemeinen Werth und wird, wenn sie einmal davon genossen, gewöhnlich der Abgott, dem sie den Ertrag ihrer Jagd und ihrer Arbeit wiedmen. Doch ist es rathsam sie nicht trunken zu machen, denn in diesem Zustande sind sie fürchterlig und da sie, was sonst bei wilden Nation nicht der Fall ist, eifersüchtig sind, so geht selten ihr Rausch ohne Zank und Streit vorüber. Unterdessen reichte mein Vorrath von Brantwein kaum hin sie etwas heiter zu sehen, eine Stimmung die ich selten beim brasilianischen Wilden beobachtete.

Die Nacht war nun herbei gekommen und wenn ich nicht auf platter Erde schlafen wollte, so musste ich eins von den Netzen bitten die in der Hütte ausgespannt waren; die Alten jedoch zeigten wenig Lust mir eins von den ihrigen zu lassen, um das ich sie bat, bis zuletzt mir eine junge Wilde aus der Noth half indem sie mir das ihrige überliess; wofür ich ihr einige Angelhaken gab. Schon schnarchte mein junger Indier der mein Begleiter war in einem anderen Netze, das der Schwester meiner gefälligen Wilde gehörte, und der Familien Vater hatte sich mit seiner Frau in die ihrigen an unserer Seite gelegt, da beschloss ich noch immer ob es rathsam wäre, das dringende Verlangen zum Schlaf, zu befriedigen. Aber was half mir auch mein Wachen, wenn diese Wilden meinen Untergang beschlossen haben, dachte ich zuletzt, und entschlief. Mein Pulver war bis auf 3 Schuss heute verschossen und diese wenigen die in unsern beiden Flinten waren, durch den fürchterlichen Regen unbrauchbar geworden, womit sich also vertheitigen? Doch ich hätte ruhig schlafen können, wenn nicht Zweifel und Furcht mich mehrmalen in der Nacht aufgeweckt hätten; da machte ich zum ersten male denn die Bemerkung, dass der Schlaf der brasilianischen Wilden sehr unterbrochen ist, denn ich sah sie öfter das neben ihnen brennende Feuer unterhalten und zuletzt standen gegen 2 Uhr einige auf um Mais beim Feuer zu braten.

Am folgenden Morgen mit Aufgang der Sonne verliessen wir diese Naturmenschen nachdem wir ihnen einige kleine Geschenke von Angelhaken und Stecknadeln gegeben hatten und tratten den Rückweg nach Prezidio an. Auf diesen mochten wir ohngefähr eine halbe Stunde zurückgelegt haben, als uns einer der Wilden, bei denen wir übernachtet hatten, ganz keuchend einholte und mir mehrere Bogen Papier die ich zum Einlegen von Pflanzen gebrauchte und in einem Winkel der Hütte hatte liegen lassen, überreichte. Durch viele ähnliche Hand-

lungen gewannen die Wilden meine Liebe.

Mehrere nicht minder interessante Begebenheiten erfuhr ich in der Folge auf meinen Reisen zu den Wohnplätzen der andern Croatos die alle zu erzählen, zu weitläuftig sein würden, weshalb ich lieber hier die Resulthate meiner Beobachtungen mitteilen will.

Der Stamm der Croatos ist wie schon oben gesagt der zahlreichste indem er an 2000 Seelen zählt; wobei jedoch auffallend ist dass die Zahl der Männer der Weiber nach der Zählung, die die Regierung machen liess, gleich sein soll, was freilich nicht, die unter ihnen bestehende Polygamie rechtfertiget. Sie sind sehr kriegerisch und von ihrem Nachbaren den Puris mit denen sie in beständigen Streit lebten gefürchtet. Obgleich keine Anthropophagen, herrscht doch eine Gewohnheit unter ihnen die auf etwas ähnliches hinzuweisen scheint: wenn nehmlich dieselben einen Feind, gewöhnlich von der Nation der Puris getödet haben, bringen sie als beweis einen Arm des Erschlagenen mit nach den ihrigen. Sie veranstalten denn ein Fest, wo sie besonders den von ihnen so geschätzten Trank, der durch Gährung des Maises gemacht wird, in einem irdnen grossen Topfe, der unten in die Erde gesteckt ist, vorsetzen. In diesem Topf wird zum Getränk der Arm gelegt, den einer nach dem andern im Laufe der Lustbarkeit herausziehet und der wo er abgehauen, daran sauget.

Ähnliche rohe Gebräuche zeigen von der niederen Stufe worauf diese sonst guten Menschen stehen. So herrscht noch bei ihnen, die bei mehreren Wilden von oft ganz verschiedenen Nationen beobachtete Sitte, den Todschlag der ihrigen dadurch zu rächen, dass sie den Mörder, von der Familie desselben, herausfordern; da aber solcher selten ausgeliefert wird, so töden sie sobald als es ihnen gelingt an seiner Statt jemanden von dessen Verwanden, oft die Frau für den Mann, die Schwester für den Bruder oder das Kind für den Vater; immer aber den Unschuldigen für den Schuldigen. Ist dieses geschehen so hatt aller Streit ein Ende und es herrscht die alte Vertraulichkeit. Furcht kennt der Wilde, wenigstens für den Kriege nicht und es ist unter ihnen ein Sprichwort geworden zu sagen, dass der Mann geschaffen sei im Kriege zu fallen, das Weib Nachkommen zu geben.

Ihre Wohnplätze sind in grosser Entfernung von einander, die oft Stunden weit ist, und sind nie bestimmt, obgleich sie hier und da angefangen haben etwas Mais zu pflanzen. Doch selbst wo dieses der Fall ist, verlassen sie oft ihre Hütten und ziehen Monathe lang in den Wäldern, den einzigen Aufenthalt den sie lieben, der Jagd wegen herum. Dieses ist für die Weiber sehr beschwerlich, denn sie müssen erstlich

nicht nur ihren Hausrath, als; ihre Netze und Töpfe aufladen, die sie in einem Korbe auf dem Rücken, von dem ein Tragband um die Stirne geht, tragen; sondern ihre Kinder und ihre Hausthiere mit sich führen.

Die Jagd ist der brasilianischen Wilden Hauptnahrungszweig, das ist nicht zu leugnen, weniger bedeutend ist für denselben, hier wenigstens der Fischfang. Auf ihre Jagden, besonders wenn solche nicht ergiebig sind nähren sie sich mit vielerlei Waldfrüchten von denen sie ausserdem einige in Vorrath sammeln. Hierher gehört besonders Lecythis Ollaria. Wild. Beim Sammeln der letzteren sehen sie es gern wenn der Baum Lianengewächse an sich hat, die ihnen das Erstiegen erleichtern.

Ein sonderbarer zum geselligen Leben führender Gebrauch herrscht unter den Puris: der Jäger nehmlich hält das von ihm erlegte Wild für ungesund und überlässt es den andern.

Die einzige Waffen der Croatos wie fast aller brasilianischen Wilden, sind Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch sie aber eine erstaunliche Fertigkeit erlangen, und zu welcher Absicht sie sich auf der untern Seite des linken Unterarms 5–6 tiefe Wunden machen, um wie sie sagen mehr Festigkeit im Arme beim Spannen des Bogens zu haben. Man sah Wilde die ihre Pfeilen beinahe perpendicular in die Luft schossen und die im Falle denjenigen Gegenstand trafen, den der Wilde bezeichnet hatte, oder das Thier, den Vogel den er erlegen wollte. – Auf 50 Schritte fehlen sie selten das Ziel, wenn es auch klein ist und selbst ein Knabe schoss auf 30 Schritte, nachdem er schon Monathe lang in meiner Begleitung war und sich des Bogens nicht mehr bediente da ich ihm den Gebrauch des Feuergewehres gelernt hatte, einen Apfel herab. Die Weiber sind gewöhnlich weniger geschickt und haben auch kleinere Bogen.

Zum Fischfang bedienen sich die Croatos einer Art Lanze die aus einem ohngefähr 9 Fuss langen, zolldicken Rohre bestehet, an dessen Spitze, 2 mit Widerhacken 3 Zoll lange hölzerne Spitzen befestiget sind. Sie bedienen sich dieses Spieses mit der Hand womit sie ihn unters Wasser halten, bis ein Fisch an den Ort kommt, wo sie erwartend stehen, den sie alsdann sehr geschickt zu Spiesen wissen. Sie nennen diese Waffen Tschemnă.

Der Gebrauch des Eisens ist ihnen noch sehr wenig bekannt und alle oben genannten Waffen, obgleich so furchtbar, sind von Holtz. Das Vergiften der Pfeilen hingegen scheint diesen Wilden gäntzlich unbekannt.

Abends spannen die auf der Jagd sich befindende Wilden ihre Netze, die wie die Stränge ihrer Bogen aus Baumbast verfertiget werden, zwischen Bäume mit Schlingpflanzen aus, aber nie vergessen sie Feuer

vorher anzumachen, welches sie mit verschiedenen Holtzarten zu bewerkstelligen wissen; sie nehmen nehmlich ein hartes fingerlanges und dickes Holtz das die an das Rohr eines Pfeiles dessen Spitze abgenommen, befestigen: ein anderes Hölzen legen sie auf einen glatten Stein und lassen es durch jemand festhalten. Auf dieses wird nun das am Pfeile befestigt gesetzt, nachdem sie zuvor eine kleine Kerbe die es aufnimmt in das auf den Steinliegende Schnitten. Sie drehen um zwischen den Händen von oben herab das glatte Rohr, sehr schnell bis endlich der dadurch auf den Stein gefallen Holzstaub, der durchs Reiben herabfiel, durch die Funken die das Holtz bei der grössten Erhitzung gibt, fängt. Nur im Nothfalle macht sich jedoch der Wilde sein Feuer auf diese Art, denn überall müssen die Weiber einen Feuerbrand mit sich tragen.

Bei den Stämmen die mit den Portugiesen mehr oder weniger bekannt sind, ist es ausser der Jagd noch die Gewinnung der Ipuamanha, dieses treffliche Arzneimittels was die Wilden oft auf lange Zeit von ihren Wohnsitzen, wenn sie bestimmte haben, entfernet. Portugiesen die sich mit dem Handel der genannten Wurtzel bereichern vereinigen so viele Wilden als sie zusammen bringen können, und durchstreifen mit ihnen die Wälder. Hierzu nehmen die Portugiesen Lebensmittel und besonders Brantwein mit, den sie auf solchen Zügen, gewöhnlich sehr vorteilhaft gegen die von den Wilden gesuchten Wurzeln vertauschen. Für ein kleines Gläschen Brantwein, der doch eigentlich verboten ist den Wilden zu verkaufen, giebt derselbe oft 1/4 gesuchter Ipuamanha. Jetzt blühete diese interessante Pflanze die ich deswegen zeichnete und hier beifüge.

So bald eine glückliche Jagd die Croatos in Stand setzt mehrere Tage sich nicht um Nahrungsmitteln bekümmern zu müssen, pflegen sie der Ruhe, indem sie die Bereitung der Speise wie schon erwähnt den Weibern überlassen. Wenn sie feste Wohnsitze haben so kehren sie nach denselben zurück, im entgegengesetzten Falle, bleiben sie an irgend einen beliebigen Platze. Mangel an Nahrungsmittel umtreibt sie aufs neue von diesen oder aus ihren Hütten. – Wenn ein Wilder mit einem Pfeile durchgeschossen wird und der Pfeil was gewöhnlich stecken bleibt, brechen sie die durchgegangne Spitze ab und drehen das glatte Pfeilrohr aus der Wunde.

So einförmig das Leben dieser Menschen und so niedrig auch die Stufe der Cultur nur immer ist auf der sie stehen so zeichnen sie sich was beinahe unglaublich, durch grosse Richtigkeit im Denken und Scharfsinn aus, die zu ändern selten den portugiesischem Nachbar gelingt wie wir in der Folge hören werden.



Von Religion findet man keine Spur in so fern solche auf äusserliche Gebräuche sich bezöge. Sie Ehren keinen gütigen Gott, aber sie fürchten einen bösen, den sie sich im Donner denken, ohne sich jedoch weiter um ihn zu bekümmern. Dass übrigens ein Begriff vom Fortwähren der Seele, wenn auch ein unrichtigen, so wie ihn mehrere Völker in ihrer Kindheit hatten, unter ihnen herrscht, wird dadurch sichtbar dass sie den Toden ihre Waffen ins Grab mitgeben, um wie sie sagen, solche dort oben zu nützen.

Das Begraben hat viel eigens bei den Croatos, sie zerbrechen nehmlich den Körper die Beine und stecken in den grossen irdnen Topf, worin sie den berauschenden Maistrank machen; war es der Familie Vater der starb, so verscharren sie ihn mitten in der Hütte, die er im Leben bewohnte, und verlassen augenblicklich die Gegend. Weiber und Kinder hingegen begraben sie ohnweit ihren Hütten im Walde. Kommen sie in der Folge auf ihren Jagden der Stelle nahe, wo sie ihre Tode begruben, so bezeugen sie ihr Andenken durch lautes Jammerklagen.

So geräuschloss wie jedoch der Croato die Welt verliess, so tritt er darin auf, kein Fest keine Lustbarkeit, versammelt hier die Nachbarn bei der Geburt eines Kindes. Selbst ihre Heurathen werden stille vollzogen. Der Bräutigam führt die vom Vater erkaufte Braut mit sich, die ihn oft in wenigen Wochen schon wieder verlässt, eine Gewohnheit die um so auffallender ist da das Weib in jedem andern Betracht hier als Sklavin behandelt wird. Dieses Wechseln der Männer ist jedoch so gebräuchlich dass man junge schöne Weiber trifft die in einem Jahre, oft nur aus Laune, die Männer 5 á 6 Mal gewechselt hatten.

So leben die ungetauften Croatos, aber auch die getauften behalten ihre alte Gebräuche bei, und besonders schwer hält es sie von der Vielweiberei, abzubringen, die Ursache wird dass sie sich selten nur, in der Kirche obgleich getauft, verheurathen. Nicht minder kostet es sie an andere Gebräuche der christlichen Religion zu gewöhnen. So wollten sie im Anfange für das Beten am Sontage in der Kirche, von ihren portugiesischen Bekehrern, belohnt sein, und als diese weder Willen noch Mittel hierzu hatten so besuchen jetzt äusserst wenig dieser Wilden die Kirche in Prezidio. Überhaupt da die Begriffe nur sehr beschränkt sein konnten die man ihnen von Christenthum beibrachte, so fehlt es nicht an Fällen die hier auf aufmerksam machen. Folgende Anektode kann als Beweis dienen. "Marlier hatte einen kleinen Hund, dem auf einem Spaziergang in die Nachbarschaft mehrere hungrige Schweine überfielen und ihn aufgefressen haben würden, wenn ihn sein Herr nicht ihnen, obgleich schon zerfleischt, entrissen hätte; da er aber von seiner Woh-

nung weit entfernt war und den blutenden Hund nicht fortzubringen wusste, so gab er denselben einem nahewohnenden Croato, mit der Bitte seiner zu pflegen. Nach 2 Tagen kam der Wilde und meldete den Tod des Hundes, aber fügte er hinzu, da es der Hund meines Freundes, (so nannte er Marlier:) war, so habe ich ihn begraben und ihm ein Kreutz gesetzt. In der That hatte der Wilde den Hund auf einen Kreuzweg begraben und ein hohes Kreutz errichtet."

Einen grossen Beweis ihrer Geradheit im Denken gaben mir die Wilden bei folgender Gelegenheit. Den neugetauften Indiern wurde viel vom heiligen Manoel erzählt, den man in der Gegend die sie bewohnten, zu ihrem Heile, eine Kirche bauten. Da man es nicht an Wunder fehlen liess, so hatten sich viele Wilde an dem Tage wo der Heilige gebracht wurde, um einstweilen in eine Capelle gesetzt zu werden, versammelt aber mit einer ganz andern Meinung als sie die portugiesischen Christen hatten, denn als sie sahen dass der Heilige von Holtz war, gingen sie samt und sonder nach ihren Wäldern zurück, indem sie sich getäuschet glaubten und laut schrien dass der Wundervolle Holtz sei und Holtz immer Holtz bliebe und nicht handeln könne. Es dient dieses zu einem doppelten Beweis, erstens beweisst es dass die Wilden keine Abgöttereien kannten, wenigstens in leblosen Gestalten, nicht höhern Wesen annahmen, und auf der andern Seite gesunde Vernunft.

Man mag einen brasilianischen Wilden von seinen Wäldern entfernt auf das beste behandeln, er wird doch jeder Zeit zu den seinigen zurück zu kehren, allem andern vorziehen. Diese allgemein bekannte Beobachtung hatte auch ich Gelegenheit an einem Knaben zu machen, der von hier freiwillig mich nach Rio-Janeiro begleitete und dem ich auf alle nur mögliche Weise den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen suchte, da ich in ihm nicht nur das Zutrauen schätzen musste womit er mir gefolgt sondern, der auch da es ein sehr gelehriger Junge war der die Sprachen 4 verschiedener Stämme sprach, und ausserordentliche Geschicklichkeit auf der Jagd besass, mir auf meinen ferneren Reisen sehr nützlich werden konnte. Alle Vergnügungen der Hauptstadt konnten ihn jedoch nicht abhalten, dass er mich nicht täglich gebeten hätte, doch eine neue Reise, womöglich zu Wilden zu unternehmen. Durch einen Zufall wurde dem argwönische Knabe den Aufenthalt in Rio-Janeiro noch verhasster. Ich hatte nehmlich gedacht ihm eine grosse Freude zu machen wenn ich ihn mit nach dem Theather nehmen würde und hatte dazu unglücklicher Weise ein Zauberspiel mit vielen Verwandlungen gewählt. Nie war noch mein Wilder vernügter gewesen als im Anfange der Comedie; als man aber im 2ten Act einem Schauspieler so ziemlich

täuschend einen falschen Kopf abschlug, ergriff plötzlich mein Knabe die Flucht, und nichts vermochte ihn in der Folge abermals, mich nach dem Theater zu begleiten.

Ein noch grösserer Beweis wie stark der Hang nach ihrer Heimat nach ihrer ungebundnen rohen Lebensart ist, gab neulich in dem Kirchspiel Rio Pomba ein Priester. Dieser war von Geburt ein Croato aber schon als Kind nach Marianna an den Bischof gekommen, der ihn sorgfältig erziehen liess und dabei zugleich die Absicht ausführte, seinen Landsleuten einen Priester aus ihrer Mitte zu bilden, ein Vorhaben das allerdings grossen Beifall verdient. In der That brachte es der Croato dahin dass er als Pater Vicario mit dem Orden Christi beschenkt, seine Landsleute zu bekehren nach dem Kirchspiel eingesetzt wurde. Mehrere Jahre erfüllte er hier seine Pflicht zur grössten Zufriedenheit der Kirche, als plötzlich in ihm der Hang erwachte, die als Kind verlassene Lebensart, gegen die jetzige zu vertauschen. Er liess Priestergewand, Orden und alles andere zurück um seine nackte Landsleute aufzusuchen, unter denen er im gleichen Zustande zu leben beschlossen hatte. Hiermit nicht zufrieden nahm er mehrere Weiber und noch heute bereuet er keineswegs so getauscht zu haben.

Grossen Scharfsinn verrathen sie unleugbar dadurch dass sie ihre Krankheiten die freilich nicht sehr zahlreich sind, so glücklich zu heilen wissen. Ihre Mitteln hierzu sind alle aus dem Pflanzenreich, und wir werden, ihnen dereinst noch manches Geheimniss zum Wohl der Menscheit ablernen können, ihnen denen wir schon heut zu Tag so manche Erfahrung in der Arzneikunde, zu danken haben. So wird es dem Wilden zum Beispiel nicht fürchterlich von giftigen Schlangen gebissen zu sein, denn er kennt sicher heilende Blätter und Wurzeln: bringt der Umgang mit den Portugiesen ihm die venerische Krankheit so heilt er auch diese, ohne durch Gift den Körper zu schaden, ebenfalls mit Pflanzen.

Die Croatos lassen auch zur Ader und bedienen sich hierzu eines kleinen etwa 10 Zoll langen Bogen und eines Pfeilchen, dessen Spitze gewöhnlich ein scharfes Glas ist, wenn ihnen dieses aber mangelt, bedienen sie sich eines Steinchens das sie so lange schleifen, bis es zu obigem Zwecke dient. Diese Spitze ist ohngefähr ein Linei hinter ihrem Ende mit irgend einer Wolle umwickelt, die es hindert dass der Pfeil nicht zu tief eindringe. Es giebt Indier die in dieser Art Ader zu lassen eine besondere Geschicklichkeit besitzen, und die daher als die Wundärzte ihrer Nation betrachtet werden können. Doch scheint es nicht als ob die Croatos blos in Krankheiten zur Ader lassen, denn Marlier beobachtete eines Tages dass eine grosse Anzahl von Mädchen und

Weiber, so in einem Bache badeten, sich sammt und sonders dieser Operation unterwarfen. Der Wundarzt traf jedesmal richtig die Ader mit dem Pfeilchen aus der das Blut spritzte. Noch wahrscheinlicher wird mir obige Vermuthung dadurch, dass nachher einsten derselben Croato, mir durchaus auf solche Art wollte zur Aderlassen, obgleich ich im wiederholt versicherte, dass ich gesund und wohl sei.

Die Puris bedienen sich bei Erkältung eines Mittels das grosse Ähnlichkeit mit denen noch jetzt in ganz Russland gebräuchlichen Dampfbäder hat. Ein junges Mädchen so sich erkältet hatte brachten sie auf nachstehende Art in Schweiss; sie holten nehmlich aus dem nahe liegenden Bache einen Stein, den sie ins Feuer legten, und ihn so lange darinnen liessen bis er stark erhitzt war, so dann stellten sie den Stein so, dass sich das Mädchen auf Hände und Füsse darüber legen konnte, ohne ihn zu berühren: die Weiber bildeten darauf einen Kreis und spritzten mit dem Munde warmes Wasser auf den erhitzten Stein. Die Dämpfe brachten wirklich das Mädchen bald nachher in stärksten Schweiss und denselben Tag war es schon gänzlich hergestellt.

So glücklich die Wilden in der Heilung fast aller Krankheiten sind, so fürchterlich ist die zu ihnen gebrachte, die Pocken, diesen Menschen, wovon die Schuld doch wohl am meisten in ihrer Lebensart liegt. Sie sind nehmlich gewohnt sich des Tages mehrere male in den benachbarten Bächen und Flüssen zu waschen und besonders so oft sie Hitze empfinden, eilen sie nach dem Wasser, um sich abzukühlen. Von dieser Gewohnheit sind sie nicht abzubringen, obgleich sie so oft schon in den Pocken, das Opfer derselben wurden; denn durch die Hitze der Krankheit verleitet, setzen sie sich oft Stundenlang in das kalte Bach- oder Fluss Wasser, wodurch die Pocken, fast immer zurück treffen, und der mit ihnen befallene Wilde, unterliegt. Ein blosses Gerücht dass die Pocken in einer Gegend seien, ist desswegen oft hinreichend grosse Wälder von allen Bewohnern geräumt zu sehen.

Man findet unter den brasilianischen Wilden keine gebrechliche Menschen, was man ausschliesslich ihrer Lebensart zu zuschreiben versucht; viel mag jedoch hier mit die grausamme Gewohnheit beitragen, neugeborne gebrechliche Kinder, umzubringen. So verhinderte noch neulich Marlier einen Croato, der seinen Sohn, mit 2 krummen Finger geboren, töden wollte, weil wie er sagte solcher nicht den Bogen spannen können.

Besonders in der Zeit wenn der Mais reif ist, fallen die Feste der Croatos, die wahre Trinkgelage sind. Die Weiber setzen sich nehmlich alsdenn zusammen und kauen mit grosser Fertigkeit die Maiskörner, die



sie in einen in ihrer mitte stehenden Topf speihen, wenn sie von den Zähnen zermalmt sind. Sind der Kauer viele so reicht oft ein Tag hin, den nötigen Mais so zu zubereiten; oft sitzen die Weiber aber auch 2 Tage. Auf diese mit Speichel vermischten Maiskörner, giessen sie als dann Wasser und lassen es gären, worauf sie das Getränk das wie schwaches Bier ist, abgiesen und ihr Gelag beginnen. Um dieses etwas zu beleben, bedienen sie sich eines trocknen Kirbises in dem sie Steinchen legen und der mit einem Stiel versehen ist um ihn bequemer zu schütteln; eine Musik die die grösste Ähnlichkeit mit der, die die Kamtschadalen durch das Rütteln des mit Alcás Schnäbeln, behängten Reif, zu Wege bringen. Die Croatos nennen diesen Kirbiss Grigrine; das Getränk hingegen Wern, doch letzteres wird nicht immer aus Mais, sondern bei den mit den Portugiesen nicht befreundeten Wilden von Wurzeln zubereitet. Beim Genusse des Wern sollen sie auch singen und tanzen was ich aber nie Gelegenheit hatte bis jetzt zu sehen. Überhaupt ist es nicht rathsam bei solchen Gelagen gegenwärtig zu sein, indem solche fast nie ohne Zank und Streit enden. So wurde noch neulich bei einer solchen Gelegenheit, ein Portugiese von ihnen todt geschlagen, der mit einer Wilden verheurathet war, und 10 Jahre unter ihnen gelebt hatte. – Eifersucht allein wird die Ursache zum Streit.

Die Sprache der Croatos und Puris wie wir aus nachstehenden Sprachproben sehen, ist so wenig verschieden, dass schon dieses auf eine Herkunft, hinzuweisen scheint, allein es geht auch unter diesen Wilden die Sage, dass vor langer Zeit sie ein Volk gewesen seien; allein dass damals zwei vornehme Familien sich entzweit hätten und jede derselben habe sich Anhänger verschaft mit denen sie den Krieg angefangen, der bis auf diesen Tag, mit beständigen Morden bezeichnet war. Sonderbar ist es immer, dass die Puris weit stärker sind als die Croatos mit denen sie ein Volk ausgemacht haben sollen; denn auch den Bogen eines Puri, kann kein Croato spannen. Können die wenige Jahre der Annäherung zu den Portugiesen, eine solche Abnahme physischer Kräften bezweckt haben, oder ist jene Sage ungegründet.

Obgleich die Croatos schon vor 40 Jahren zum Theil mit den Portugiesen befreundet waren, so zeigen sie doch nicht die mindeste Zuneigung zu letzteren, sondern es herrscht vielmehr ein unauslöschbarer Hass, durch die üble Behandlung die man sie im Anfange empfinden liess. Man täuscht auf alle nur mögliche Weise diese Naturmenschen und bedienet sich ihrer selbst als Sklaven. Einen grossen Eindruck machte im Jahr 1811 das Unternehmen, wodurch man suchte die Puris zu civilisieren. Man lockte nehmlich ohngefähr 200 von diesen Stamme,

unter Versprechungen ihnen Eisengeräthschaften zu geben nach Villa-Rica, woselbst sie so bald sie angekommen waren unter die Portugiesen vertheilt wurden, um sich ihrer bei der Arbeit zu bedienen, ohne sie jedoch als Sklaven zu behandeln, sondern durch eine gütige Behandlung die rohen Wilden, zu nützlichen Bürgern zu machen. Es ist nicht zu leugnen dass der Plan gut war, und dieses das leichteste Mittel sein konnte, diesen Stamm dem Staate geschwind nützlich zu machen. Allein die das Unternehmen angerathen hatten waren zu wenig mit dem Geiste ihrer Landsleute bekannt, auch hatte man derinn hauptsächlich gefehlt, dass man die Wilden nicht Familienweise zusammen liess, sondern zugab dass der eine die Frau, ein anderer den Mann, dieser das Kind, jener die Mutter oder den Vater nahm. Eltern, Kinder und Geschwister wurden so mit einem male getrennt. Doch noch waren die Puris nicht 8 volle Tage so vertheilt als schon alle Männer durch Schläge und üble Behandlung gezwungen oder auch aus Hang zur Freiheit heimlich entflohen waren: mit Rache erfüllt, indem sie ihre Weiber und Kinder hatten im Stiche lassen müssen, kamen wenige nach ihren Wäldern zurück, die denn bald darauf mehrere Portugiesen und darunter den, der sie beredet hatte, nach Villa-Rica zu gehen, mit Pfeilen durchschossen. Marlier obgleich er wusste dass die Puris gerechte Rache übten, war doch durch Pflicht gebunden, die Portugiesen und Croatos zusammen zu rufen um mit ihnen gegen die Puris zu ziehen. Allein die Portugiesen zeigten so wenig Muth zu diesem Unternehmen, dass die Croatos zu letzt allein gingen, die feigen Weissen zu rächen. Jedoch die Täuschung der Puris und die Feigherzigkeit der Portugiesen, machten die Croatos ungefriedner als je.

Hätte man gleich anfangs einen Unterschied zwischen dem brasilianischen Wilden und den Neger zu machen gewusst, so hätte der Staat seitdem unendlich gewonnen, allein so verlor man alles indem man alles gewinnen wollte.

Noch jetzt könnte man mehr Nutzen von diesen Wilden ziehen als man thut und selbst zu Soldaten wären solche vortrefflich; jedoch nur unter der Bedingung eigne Korps zu bilden und sich ihrer Waffen nehmlich Bogen und Pfeilen im Krieg zu bedienen. Man kann sich keine bessere leichte Truppen denken. Wie ein Hirsch ist der Wilde durch den dicksten Wald und legt in einem Tage 15—20 Stunden zurück.

Allein von jeher zeigte sich der Portugiese misstrauisch gegen den arglosen Wilden und als in der Folge durch Misshandlungen gezwungen letztere sich hier und da rächten, so wurde die Sache durch den Ruf



vergrössert und jene Wilden bald als Geschöpfe angesehen von denen es gut weit entfernt zu sein sei, nur solche Portugiesen denen die Justiz auf der Ferse war, suchten und fanden eine Freistatt in der Nachbarschaft indischer Stämme. Diese Verbrecher, von denen der grösste Theil Mörder waren, bildeteten mit ihren Nachkommen, die Gurgbewohner, allein sie entsagten nicht ihrem Laster und es fielen die abscheulichste Handlungen unter ihnen vor. Ungestraft ging der Mörder einher und man kannte Ungeheuer die 3 à 4 fachen Morde auf sich ruhen hatten. Auch die Bewohner von St: Joãc da Baptiste waren solche Leute als Marlier hierher, als Director der Wilden kam und ihm zugleich die Polizen anvertraut wurde. Wenige Woche nach seiner Ankunft ereignete sich folgender Fall. Drei Brüder hatten einen Zwist um die Erbschaft ihres gestorbenen Vaters: die zwei jüngeren stritten gegen den ältesten vom dem sie die Herausgabe einer Handschrift foderten, so jener weigerte. Eines Tages nun, ohne dass ein Wortwechsel voraus gegangen wäre, umarmte der jüngste, den ältesten Bruder; solcher erstaunt, fragte bewegt um die Ursache der Herzlichkeit, womit der jüngste ihn umfasst hielt, als in dem selben Augenblick der mittlere ihn von hinten durchstach. Ein Jahr vorher hatte der so hier durch die Hände seiner Brüder gemordet wurde, einen Mann erschossen.

Ja es gab hier solche moralische Ungeheuer und giebt sie hier und da noch, dass sie absichtlich Kleidungsstücken von solchen die an den Pocken gestorben waren, an die Wilden schenkten, die solche erfreut anzogen: aber in wenigen Woche mit allen den ihrigen, oft schon aufgerieben waren.

Kurtz vor meiner Ankunft in Minas-Geraes ereignete sich in dieser Capitanie ein Fall der alle mir bekannt gewordne Grausamkeiten an Schrekklichkeit übertrifft, für dessen Wahrheit aber sich mein Reisegefährde Herr von Eschwege verbürgt. Eine Anzahl Soldaten waren mit einem Capitain abgefertigt worden die Botacudos so seit kurzem an Rio Dou mehrere Exzesse begangen hatten aufzusuchen und zu vertreiben oder zu vernichten. Mit Vorsicht fanden sie in der That in kurzem den Aufenthalt der Anthropophagen, den sie bei Nacht umringten. Die Botacudos die sich verloren sahen, wählten ein sonderbares Mittel sich zu retten; sie warfen sich nehmlich auf den Boden und stellten sich todt, indem sie unbeweglich in ihrer Lage blieben und so viel wie möglich selbst den Adem in sich hielten. Natürlich tauschen sie jedoch nicht ihre Feinde deren Commandant – der Namen eines solchen Ungeheuer komme nicht auf die Nachwelt – einem nach dem anderen der sich todstellenden Botacudos taufte und ihm darauf das Messer ins Herz

stiess. — Mit diesem Geschäfte war der Morgen herbei gekommen und die scheusslichen Sieger tratten den Rückzug an, stiessen aber bald auf ein Weib der gemordeten Wilden die an einem Feuer, an dem sie in eine Topfe kochte, mit 2 Kindern sass; auch sie fiel ein Opfer der Grausamkeit, mit einer Kugel der Helden durchschossen. Da man sich dem sterbenden Weibe näherte, zeigte solche schon mit gebrochenen Augen nach dem am Feuer stehenden Topfe in dem ein Affe kochte und gab durch Zeichen zu verstehen dass man den Kindern solle zu essen geben. Jetzt erst schien die erloschne Menschlichkeit bei mehreren der Räuber zu erwachen und sie schenkten den Kinder das Leben welche Handlung ich doch eher dem Eigennutz geneigt bin zu zuschreiben, da ein Gesetz kriegsgefangenen Wilden auf 10 Jahre dem Sieger zu Sklaven sichert.

So erfreulich daher dem Philantropen der Gedanke sein muss, die heut zu Tage noch rohen brasilianischen Wilden zu civilisieren, so muss ich doch hier gestehen, dass die Erfüllung in weitem Felde liege. Ein grossen Grund hierzu habe ich bereits oben in den Verhältnissen der Portugiesen zu den Wilden gezeigt. Jenes Misstrauen dass den Letztern von den Portugiesen eingeflösset wurde, wird nie schwinden und eben so schwer wid es sein, den Portugiesen daran zu gewöhnen seine indische Nachbaren, als seines Gleichen, nicht dem Thiere gleich zu achten. Die Civilisation eines Volkes kann hier nicht das Werk einzelner sein; sondern die ganze Nation die es umgiebt, muss darzu beitragen helfen. Aber diejenigen so den Wilden am nächsten, sind gerade der Auswurf der Portugiesen, die jenigen die beinahe eben so unwissend und weit schlechter als der Wilde selbst, sind. Marliers Absicht ist die beste von der Welt und er wendet alles an die Croatos, die alten Beleidigungen vergessen zu machen und neue zu verhüten; allein es wird Jahre gebrauchen um seine Bemühungen Früchte tragen zu sehen und denn reist vieleicht nach ihm ein anderer in wenigen Augenblicken alles nieder, woran er so lange und eifrig baute.

Ein auffallender Zug aller brasilianischen Wilden ist die grosse Gleichgültigkeit, die sie selbst für Gegenstände zeigen, die ihnen gänzlich neu sind. Das Gegentheil hat man bei rohen Nationen gewöhnlich beobachtet. Der Brasilianer bewundert nichts, er scheint sich nicht zu freuen und keinen Schmerz zu empfinden. Ich mochte den Croatos zeigen was ich wollte, sie blieben ruhig in ihren Netzen liegen. Traurig dass diese Seelenstarrsucht ebenfalls der Civilisation mächtig entgegen steht. Denn wo Völker frei vom Hange zur Veränderung sind, sei es aus Ansichten auch noch so verschieden da nähre man die Hoffnung nicht sie schnell zu gewinnen. Tausend Beispiele aus der Vorzeit hätten

[illegible]

[illegible] für [illegible] die Erklärung [illegible] scheint. [illegible] die [illegible] man [illegible] angenommen [illegible] nicht [illegible] schwan- [illegible] das [illegible] dürfen. Und [illegible] worden. Ist [illegible] ein Theil [illegible] die Lebensart und Ge- [illegible] zu machen.

[illegible] Menschen nach [illegible] zu glauben, dass [illegible] Wilden waren. Wäre die Betrachtung [illegible] mehr bevölkert sei, auch dass die [illegible] Wo immer- [illegible] die Bevölkerung keine [illegible] Asien, die [illegible] wo man die ersten, [illegible] Menschen fanden [illegible] die Spanier in ihrem Mexico und Peru; die Einge- [illegible] der Russen an der Nordwestküsten, sind [illegible] als das Clima ziehe man die Lebensart in [illegible]

[illegible] wir auf jeden Fall, wenn wir mit andern annehmen, [illegible] der Portugiesen, stark bevölkert gewesen [illegible] mit Urwäldern bewachsene Distrikten mehrerer Provin- [illegible] aus dem grössten Theil Brasiliens zurück- [illegible] hier die Wilden in grosser Anzahl leben. Allein man

kann nach den sichersten Erfahrungen hier kaum 150 Menschen auf eine Quadrat meile rechnen. Mir ist ferner kein Land bekannt, dass eine grosse Menschenzahl enthielt und dessen Bewohner mit den Urbewohnern Brasiliens auf gleicher Stufe standen. Wo ein Land stark bevölkert war, fanden unsere Reisende immer mehr Cultur; die Bedürfnisse hatten zu Erfindungen geleitet und wo erstere fehlen, suche man nicht die Letztere.

Ich würde im Stande gewesen sein weit mehr Beobachtungen über die Stämme der Croatos, Puris und Coropos zu sammeln wenn nicht Verhältnisse meiner Rückkehr nach Rio-Janeiro nothwendig gemacht hätten, so dass ich gegen das Ende des Januars nach Villa Rica aufbrechen musste. Vorher hatte ich jedoch noch die Freude durch die Mittheilungen meines Freundes Marlier, meine Bemerkungen und die gesammelten Wörter, theils bestätigt, oder auch gemehrt zu sehen.

Sprachproben mehrere wilden Stämme der Urbewohner Brasiliens
als nehmlich der Croatos, der Coropos und Buris
in der Capitanie von Minas-Geraes

	Croatos	*Coropos*	*Buris*
Gott	Tupan	Tupan	Tupan
Gesicht	. . . .	Warikbara	. . . .
Hand	Schprae	Tembrikk	Schaperre
Zorn	. . . .	Wekktoktariri	. . . .
Brust	. . . .	Buiră	. . . .
Fisch	Manake	Harrak	. . . .
Haut	. . . .	Ikkzeik	. . . .
Lang	Coin-va	Peo-a	Tamariponhan
Nacht	Mari-pon-han	Bringnaptip	. . . .
Kälte	Nemaotipp	Zektapp	Krim
Blut	Krin	Ikikk	. . . .
Feuer	Poté	Qui	. . . .
Gattin	Ayé	Matipp raya	. . . .
Kinn	Spŏntŏ	Tschari	. . . .
Blitz	Potecanĕ	Nlamlididĕ	. . . .
Donner	Nhaman-pureri	Tckmubruilĕ	. . . .
klein	krika	Itugnang	. . . .
Zunge	Topé	Tapé	. . . .

	Croatos	*Coropos*	*Buris*
Rücken (der)	. . . .	Uira	. . . .
Schulter	Cacorcoraca	. . . .	. . . .
Mutter	Ayan	Ekktod	Ayam
Hals	. . . .	Quarĭ	. . . .
Knochen	. . . .	Iatad	. . . .
Gras	Sboccă	Saboccă	. . . .
Affe	Tangŭà	Kokkikk	. . . .
Sonne	Hopé	Nosed	Aopé
Schlange	Sammi	Cagnă	. . . .
Weib	Baina	Baima	. . . .
Mann	Guaima	Quaima	. . . .
Biene	Butta	Buikk	. . . .
Ey	Arinh-Cacă	Schuaptepp	. . . .
Mond	Petănă	Noserrinom	. . . .
Stern	Tschuri	Tschuri	Melinkoena
Baum	Ambó	Mem	. . . .
Himmel	Takueim	Beoa	. . . .
Hoch	pé	praira	. . . .
Berg	Crĕ herëûma	Amm	. . . .
Wind	Nan'dýota	Igitsch	. . . .
Wasser	Nhamanta	Fack	. . . .
Netz	Bitta	. . . .	. . . .
Haus	Guara	Isupp	. . . .
Bogen	Qmalim	Kocksail	. . . .
Neger	Tapangion	. . . .	. . . .
Negerin	Tapagionbekka	Zecktambai	. . . .
Hemd	Tigg	Mitzett	. . . .
Weg	Schoena	Datt	. . . .
Stein	Hoká	Noman	Atloă
Hund	Schoara	Zschocktopp	. . . .
Ohr	Penta	Korig	. . . .
Haar	Ninguae	Itschae	. . . .
Vater	Ita-aré	Ekka	Ahré
Sohn	Schambé	Ekton	Schambé
Tochter	Beima	Ekha-Boëmă	Schambé-Boëmă
Bruder	Moçaçhatáne	Kschatai	Mekataschonĕ
Frau	Ayé	Boëman	Boëman
Kind	Scapóma	Scapo-mă	Hereumă
Kopf	Auqué	Pitáo	Anque

	Croatos	*Coropos*	*Buris*
Fleisch	Haniké	Egneine	Haniké
Milch	Namante	Endgoktane	Namante
Schmerz	Maçatate	Ektschúnan	Kuandom-do
Seele	Tutakk	Oĭtame	. . . .
Herz	. . . .	Eké	Tatakk
Sterben (verb)	Ste-ta gran-he	Nengmeng	Ambo-nam
Abend	. . . .	. . . .	Toschåre
Sand	Cuifin	Quifin	Cavize
Berg	Bre-hereuma	Braeoa	Pre-dyóta
Tief	Doré	Due-papa	Dora-koasa
Holz	Ambo	Qui	Ambo
Thier	Shapurae	Orag	. . . .
Horn	Pente	Kokikk	. . . .
Schwein	Schoran	Zackikk	. . . .
Katze	Schapi	Shapi	. . . .
Vogel	Schipu	Tignam	. . . .
Roth	Capriri	Minkeruru	. . . .
Haare	Inguai	Itschi	. . . .
Zähne	Tschee	Tschorim	. . . .
Finger	Schaprě	Nhatscham	. . . .
Bauch	Tcké	Itschitt	. . . .
Fuss	Kakora	Schambrim	. . . .
Arm	. . . .	Kakóra	. . . .
Regen	Nhamá	Teign	. . . .
Mais	Maki	Tchumnam	. . . .
Mandiok	Bischon	Kott	. . . .
Licht	Putapé	Po-tapé	. . . .
Schwarz	Tamari-pohan	Mingná	. . . .
Nichts	Condsche	Tschi	. . . .
Gehe	Gamú	Gamú	. . . .
Komm!	Gavenne	Ga-nang	. . . .
Geschwind	Bog	Ga bog-pa	. . . .
Langsam	Potaça	Pam-ne pa	. . . .
Frucht	Panaké	Memp-ta	. . . .
Verbergen	Opatase	Nhapp-topp	. . . .
Lebe!	. . . .	Eri-in-ma-hon	. . . .
Es ist gut	Tene-ka	Teranka	. . . .
Ochs	Tapir	. . . .	Tapir
Auge	Merim	Farikk	. . . .

Esse!	Ga-sché	Gaffmang	. . . .
Hitze	Quaripó	Uaripon	. . . .
Kehle	Thon	Tchitane	. . . .
Rauchtobak	Bok-ke	Zikk	. . . .
Pfeil	Phon	Patt	. . . .
Beisen	. . . .	Uruhopp	. . . .
Es ist nicht gut	ponne-ka	ponne-ca	. . . .
Es ist schön	perimna-tté	pangrippe	. . . .
Wo gehst du hin?	Navitipmo-pa?	Nem-pohangmong?	. . . .
Wo kommst du her?	No-hiti-num?	Nem-hua-neing?	. . . .
Ja	Ta	Ta	Ta
Nein	Condsche	Tsché	. . . .
Heute	Pahen	Hohra	. . . .
Gestern	Tschari	Kaya	. . . .
Morgen	Herinante	Herinante	. . . .
Vorgestern	Andjo-Tschari	Kayan djo	. . . .
übermorgen	Hinno-Herrinante	No herinante	. . . .
Essen (verb)	Masché	Eitumangtipp	. . . .
Trinken	Mambá	Isoppo	. . . .
Singen (verb)	Mangrig	Cangru	. . . .
Schlafen (verb)	Materra	Mamnóm	. . . .
Gieb!	Pö!	Gapó!	. . . .
Nimm!	Má!	Má!	. . . .
Ich	Maké	Eik	. . . .
Er	Magi-kanna	Eignam	. . . .
Du	Teké	Ning	. . . .
Hier	Crá	Krak	. . . .
Unten	Uaschua	Oigg	. . . .
Oben	Takuen	Pewa	. . . .
Eins	Schunan	Ipeik	. . . .
Zwei	Tschiri	Gringgring	. . . .
Drei	Patepakon	Pate-pa-kon	. . . .
Vier	Pate-pam té	Pate-pam-sche	. . . .
Fünf	. . . .	Kambri-Tschitta	. . . .
Viel	Apurua	Ănquin	. . . .
Wurzel	Bosetta	. . . .	. . . .

Feder	Schipú-pá	. . . .	. . . .
Hühn	Arinja	. . . .	. . . .
Faulheit	Monrgtonté	. . . .	. . . .
Blau	Haraya	. . . .	. . . .
Wir	Mique	. . . .	. . . .
Erde	Uasé	. . . .	. . . .
Nahe	né	. . . .	. . . .
Augenbraunen	Marihatta	. . . .	. . . .
Bart	Broniă	. . . .	. . . .
Mund	Tschoré	. . . .	. . . .
Stirne	Poré	. . . .	. . . .
Nagel	Prepante	. . . .	. . . .
Branntwein	Canité	. . . .	. . . .
Ich will kaufen	Makag-a	. . . .	. . . .
Ich will verkaufen	Mapu-merim	. . . .	. . . .
Schlange	Schamui	. . . .	. . . .
Crocodil	Uananá	. . . .	. . . .
Fledermaus	Scimile	. . . .	. . . .
Penelope (avis)	Tchana	. . . .	. . . .
Unze (felis)	Pauang	. . . .	. . . .
Papir	Paina	. . . .	. . . .
Girtolthier (Gürteltier)	Cruçru	. . . .	. . . .
Pacca (Cavia)	Rotama	. . . .	. . . .
Tamantua	Putuué	. . . .	. . . .

VIERTER ABSCHNITT

Schilderung der übrigen Bewohner Brasiliens, des Ackerbaues u.s.w.

Wenn im vorhergehenden Abschnitte ich es versuchte die Urbewohner zu schildern, so wird hier eine kurze Beschreibung der übrigen Bewohner Brasiliens eine Stelle verdienen.

Drei Stammrassen finden wir in Brasilien, theils in urspringlicher Reinheit theils mit einer oder der andern vermischt: letzteres giebt der Bevölkerung von Brasilien eine ausserordentliche Verschiedenheit. Hier ist die Werkstätte wo die Entfernung der Bildung und Farbe der Menschen, eineinder wieder mehr genähert werden. — So manigfaltig jedoch die Abweichungen von den Stammrassen sind, so kann man doch alle auf 3 zurückbringen. Diese sind nehmlich:

1. Die aus der Kaukasischen mit der Äthiopischen entstandne Mittelrasse, oder die Mulatten. (Mulatos).
2. Die aus der Vermischung der kaukasischen oder äthiopischen- mit der amerikanischen Rasse; die Cabocles. und
3. Die Vermischung der Mittelrassen der Mulatten mit der äthiopischen, die sich letzterer sehr nähert, doch immer mit, das Gepräge der kaukasischen unverkennbar trägt.

Nach diesen 3 Mischungen benennt man die bis in das Unendliche gehende Abweichungen je nachdem die Farbe mehr für eine oder die andere der 3 obengenannten, stimmt.

Mulatte (Mulato oder weibl. Mulata) heisst der, dessen Vater oder Mutter von der kaukasischen Rasse waren; der letztere Fall ist seltner jedoch nicht ohne Beispiele; vermischen sich die Mulatten mit Weissen so nennt man die Kinder helle Mulatten (claro oder clara). Letztere wenn sie sich mit Weissen heurathen, zeugen oft sehr helle Kinder und nur die wenig — krausen Haare zeugen noch den äthiopischen Ursprung. Selten verlieren sich diese krausen Haare, vor der 5ten oder 6ten Generation, wenn nicht neuerdings die Annäherung zur kaukasischen Rasse, durch Verheurathen mit Schwarzen, Mulatten, Capoctes

oder Cabras; aufgeschoben, oder gar wenn dieses der Fall mehrmalen sein sollte, zuletzt in einer jener Rassen, erlischt. Mulatte ist übrigens ein Schimpfnamen und wird nur gebrauchet, wenn man mit Verachtung in Brasilien eines solchen Menschen spricht. Man sagt Pardo oder Parda (der oder die Braune).

Capocles nennet man die mit den Urbewohnern gezeugte Kinder, oft wenn sie auch in der Folge mit Weissen heurathen, bis in das 3te und 4te Glied. Übrigens mag die Mischung durch Weisse, Braune oder Schwarze, geschehen sein. Auffallend ist es dass Kinder, durch Vermischung der kaukasischen und äthiopischen, mit der amerikanischen Rasse gezeuget, jederzeit eine weit grössere Annäherung zu der letzteren, zeigen, und dass die Spuren des brasilianischen Ursprunges weit schwerer erlöschen.

Eine bedeutende Mischung sind die durch Mulatten und Schwarze gezeugte Kinder die man Cabras nennt. Ihre Farbe ist gewöhnlich ein gelbliches Dunkelbraun.

Crioles werden die von africanischen Eltern, in Brasilien gebornen Schwarzen hier genannt.

In der Benennung der Mischungen weicht Margraf ab.*

Mit der Zeit werden jene Verschiedenheiten der Farbe und Bildung sich mehren; aber auch endlich ganz zusammen schmelzen und eine eigne schöne Rasse bilden, von der ich schon jetzt Spuren von sehr hellen Mulatten zu finden glaube. Diese Vereinigung setzt jedoch die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandel Voraus; denn höret die Einfuhr von Schwarzen auf, so bin ich überzeuget, dass man in 3 Menschen — Alter nur wenige schwarze Menschen in Brasilien finden wird. Das unpolitische Verfahren von jeher mehr Männer als Weiber einzuführen, wird hiezu beitragen.

---

* Margraf de Incolis Brasiliar.

Denique ab misturam variarum nationum, aliae quinque distinctae hominum species reperiuntur: nimirum qui ab Europaes parentibus, patre atque matre, tric natus est, apellatur Mozombo.
Qui natus est ex patre Europaeo et matre Brasiliana; nominatur Mameluco. Natus hic ex utrisque parentibus Nigritis, appellatur Criolo.
Natus ex patre Europaeo et matre Aethiopissa, vocatur Mulato.
Natus ex patre Brasiliensi et matre Aethiopissa vocatur Caribaca et Cabocles.

Jetzt bringet diese Verschiedenheit der Farbe, wie ich schon an einer



andern Stelle gezeigt, noch eine Menge von Übeln mit sich. Beleidigender Stolz, ist eines der bedeutensten. Weit über alle erhaben siehet sich der Weisse. Besser glaubt sich der Mulatte, als der Cabocle, der Cabra und der Neger: der Cabra besser als der Neger und der in Brasilien geborne Schwarze, siehet mit Verachtung auf den neuen Ankömling von Afrika.

Bis auf einige weniger bedeutende Änderungen ist sich der Portugiese in Brasilien gleich geblieben; doch giebt man vieleicht nicht mit Unrecht, den Brasilianern den Vorzug. Letzterer ist lebhaft, unternehmender und im allgemeinen von erstaunlichen Geistesgaben, die aber aus Mangel an Schulen, selten gebildet an das Licht tretten.

Der Körperbau der Brasilianer ist vorzüglich in Bildung und Ausdauer an Kräften. Die Farbe derselben, oft nicht einmal so gelblich als die der Portugiesen. Die Haare sind gewöhnlich schwarz; obgleich in Gebirgsgegenden als Minas-Geraes, blonde Haare keine seltne Erscheinung sind. Das Auge ist braun und die Gesichtszügen, oft bei beiden Geschlechtern, ausdrucksvoll. Wenn man unter den Weibern, auch nicht solche blendende Schönheiten, wie in Europa in nördlichen Ländern findet; so ist doch nicht zu leugnen, dass die Brasilianerinnen durch einen üppigen Wuchs, das glänzend schwarze Haar das feurige Auge und die Lebhaftigkeit im Handeln gefallen. – Beide Geschlechter sind sehr zur Corpulenz geneiget, was auch wohl im Hange zum Müssiggange und der Gemächlichkeits-liebe liegen mag.

Der Brasilianer ist nicht so argwöhnisch als der Portugiese er ist herzlicher und weit seltner tückisch: er ist stolz aber zuvorkommend gegen Fremde, nur darf er nicht in der Nation zu der er gehöret, den Feind seines Vaterlandes glauben. Ein Deutscher, Schwede oder Russe wird daher viel besser im allgemeinen aufgenommen werden, als ein Spanier, Engländer oder Franzose. – Weit übersteigen jedoch auch die Versprechungen des Brasilianers, sein Handeln und man thut Unrecht wenn man sich darauf verlässt; ja oft selbst wenn man kleine angebotne Dienstleistungen annimmt: wenigstens kommt man leicht dadurch in Gefahr, für einen Menschen ohne Lebensart gehalten zu werden. Es ist mehr Höflichkeit als guter Willen wenn der Brasilianer dem Fremden oder seinen Landsmanne sein Haus und alles was er besitzt anbietet, wenn er sagt dass er der Diener sei und zu jeder Zeit mit Leib und Leben zu Diensten stehe. Diese übertriebne Höflichkeit, gehet nur zu oft zum Lächerlichen, denn man siehet so zuweilen jemanden Gegenstände anbieten, wovon er nicht der Besitzer ist.

In der Art zu leben selbst und in den Glauben ist der Brasilianer weit

toleranter als der Portugiese; doch findet man in letzteren Puncte, besonders im Innern des Landes, in Dörfern und Flecken oft Ausnahmen. Da wird jeder Fremde wohl thun sich an äusserlich religiöse Gebräuche zu binden. Der Aberglauben, macht dieses um so nothwendiger wie ich zum grössten Verdrusse, eines Tages, in einem Kirchspiel erfuhr. Hier beim Ausgang an der Kirche an einem Festtage, wo sehr viele Menschen dem Gottesdinste beigewohnet hatten, wollte ein ehrlicher Landman mir seine Aufmerksamkeit dadurch beweisen, dass er mich, was gebräuchlich mit Weihwasser besprengte; unglücklicher Weise aber, hatte ich nicht seine Absicht gesehen, und fuhr, als er mir das eiskalte Wasser in ziemlicher Quantität, in das glühende Gesicht sprengte, erschrocken zusammen. Von vielen als den einzigen Fremden beobachtet, verbreitete sich augenblicklich das Gerücht meines Schrecken und zugleich die Muthmassung, dass ich einen bösen Geiste müsste zur Hülle dienen, dem das heilige Wasser nicht behaget habe. Die Sache kam so weit, dass man mir Nachmittags den Pater auf den Hals sandte, meine arme Seele zu erretten und ich es für das Beste hielt, den Ort in der darauffolgenden Nacht, für immer zu verlassen.

Die feurige Einbildunskraft des Brasilianers leitet ihn oft zu übertreibungen und eben so oft geschiehet es, dass er sich Gegenstände nach seiner schnell gefassten Meinung erklärt. So giebt es eine Menge Vögel deren Stimme er mit seiner Sprache ähnlich findet, gewiss an Zahl übertrieben, übrigens ist die Sache nicht ganz und gar ohne Grund und es giebt in der That Vögel, die deutlich Worte, oft nicht ohne Sinn aussprechen, so dass es scheint, der Portugiese sei schon vor dem Anfang, von der Vorsehung zum Herrn Brasiliens ausersehen gewesen. Dem sei nun wie ihm wolle und die Sache, wofür auch ich sie halte lächerlich, so haben doch folgende Vögel die Geschicklichkeit portugiesische Worte zu sprechen. Eine Nachtschwalbe (Caprimulyus) sagt deutlich. João corte paé. (Johann haue Holz).

Eine kleine Taube, Columba squamosa (Michi) singt im dunkeln Dickicht, oft stundenlang ihr Hum só-fico. (Einer bleibt allein).

Der Bemtevi (Lanius Pitangua Luth) schreihet sein Bemtevi. (Ich habe dich wohl gesehen) bei der Annäherung des Menschen.

Der entfliehende Jacú, (Penelope cristata) scheinet den ungeschickten Jäger so ihn fehlte, durch sein Ha-Ha, zu verhöhnen.

Der Bemtevi besonders gab den Aberglauben schon öfter Stoff. Da nehmlich dieser Vogel, der an Grösse und Farbe, dem von mir beschriebnen Breitschnabel gleicht, die Eigenschaft besitzet, dass wenn er Menschen siehet, er sein Geschrei hören lässet und man in der That öfter

Nutzen, besonders bei dem Aufsuchen der entflohenen Sklaven ziehet; so fehlte es nicht an Gelegenheit, wo man das natürliche der Sache auf alle nur mögliche Art unnatürlich erklären suchte.

Allgemeine Regeln über Sitten und Gebräuche zu geben, oder darüber Beobachtungen aufzustellen, hält vielleicht nirgends schwerer als hier, wo eben so vielfältig als ihre Farben, Sitten und Gebräuche der Menschen sind. Zwei Extreme giebt es jedoch im Leben wo die Menschen sich weniger von einander entfernen, sie sind Freude und Schmerz, Lustbarkeiten und Trauergebräuche. Unter erstere verdient der üppige brasilianische Tanz, Batuca genannt eine Stelle. – Die Tanzenden bilden einen Kreis und nach dem Takte einer Guitarre, bewegt der in der Mitte stehende Tänzer, den Unterleib, gegen eine Person im Kreise, gewöhnlich von verschiedenem Geschlechte. Im Anfange ist die Musik langsam und eben die Bewegung des Tänzers; beide steigen aber und der Tänzer oder die Tänzerinn drückt, indem die Musik den höchsten Afect erreicht, schnell den Unterleib gegen jemand im Kreise, der nun die Rolle übernimmt und so dauert der Tanz oft ganze Nächte durch. – Es kann kein wohllüstigerer Tanz gedacht werden, als der eben beschriebene und es fehlt daher auch nicht an Gegnern, besonders unter den Geistlichen: untern andern weigerte einer seinen Pfarrkindern so diesen Tanz tanzen würden die Absolution und machte dadurch, freilich zur grössten Unzufriedenheit, dem Unfuge ein Ende. Unterdessen führte man noch vor Kurzem in Villa-Rica, diesen Tanz, bei einer feierlichen Gelegenheit, wo das Haus von Frauenzimmern aller Art angefüllet war, unter lautem Beifall Klatschen durch halbnackte Schauspieler auf. Selten siehet man auf dem Lande andere Tänze, in Städten haben die englischen Contretänze den Batuca verdränget.

Der Brasilianer ist ernst, auf keinem Gesichte findet man Frohsinn; allein Abends bei dem Geklimper einer Guitarre zeigen die Männer ihre natürliche Anlage zur Musik und die Weiber die ihrigen zum Gesange. Gesellige Spiele hingegen sammeln selten die Nachbarn und auch denn wird man nicht jene Herzlichkeit sehen, die die Gesellschaft bei uns so sehr verschönert.

Ausser den Geschäften für den Unterhalt, die jedoch beim wohlhabenden Brasilianer einzig und allein von den Sklaven besorgt werden; beschäftiget sich derselbe besonders mit der Jagd, so wie es denn wenige Länder giebt wo man so viele und so leidenschaftliche Jagdliebhaber findet. Da muss man den Brasilianer beobachten um sich von der Ausdauer der Beschwerden einen richtigen Begriff zu machen. Tagelang durchirrt er in diesem Vergnügen die dicken Gebirgs-Wälder, wo er

auf jeden Schritte, sich gewöhnlich zuerst den Weg mit dem Waidmesser öffnen muss; ohne andere Lebensmittel als etwas mitgenommnes Mehl und getroknetes Fleisch. – Diese leidenschaftliche Liebe für die Jagd, wird für Brasilien einigermassen auch dadurch nützlich dass durch sie gute Schützen gebildet werden, die wenn der Staat, einst die Hülfe der Miliz, worinn alle Brasilianer einverleibet sind, bedürfen sollte, sie ihm von grossen Nutzen sein werden.

Der Brasilianer ist mässig, noch mehr im Trinken als dem Essen und in der That, man siehet vielleicht in keinem Lande so wenig trunkne Menschen, wie in Brasilien. Andere Ausschweifungen hingegen sind um so zahlreicher.

Die Arbeiten der Weiber die die Sorge der Haushaltung wenig beunruhiget, da fast ausschlisslich solche auf den Sklavinnen ruhet; sind feine Näharbeiten, Stickereien, das Verfertigen von Künstlichen Blumen und Wachsarbeiten. In allem diesen zeigen sie zuweilen nicht nur Geschmack, sondern auch grosse Geschicklichkeit. – Oft mit Recht kann man die wenige Anhänglichkeit so sie für ihre Männer und Kinder zeigen zur Last legen. – Sonst zeichnen sich die Brasilianerinnen noch durch grosse Fruchtbarkeit aus und nur selten unterliegen sie bei dem Gebären ihrer Kinder, wozu Clima und Anzug beitragen mag. Letzterer ist weit dem unseren Frauenzimmer vorzuziehen, da er mehr auf Gemächlichkeit als auf die Form Rücksicht nimmt; und in der That es giebt nur wenige Brasilianerinnen, die eine Schnürbrust, z.B. dem Namen nach kennen, noch weniger die ihn tragen.

In den Städten ist die Tracht beider Geschlechter ganz die europäische, ohne jedoch einen so grossen Wechsel wie bei uns durch die Mode unterworfen zu sein: Auf dem Lande hat sie oft viel Eignes. Ein grosser runder Filzhut, die über dem Knie festgeschnalten braunen Stiefel mit grossen silbernen Sporn und der kurze Wams, geben dem wohlhabenden Mineiro vom Lande, ein besonderes Ansehen. – Arme Leute in Minas-Geraes gehen fast immer mit blosen Füssen und binden, wenn sie reiten die ungeheuren eisern Sporn an den nackten Fuss.

Gleichförmig wie die Tracht auf dem Lande, sind hier die Wohnungen. Die Häuser sind grössten Theils eistöckig mit mehreren Thüren und im Vergleich zu letzeren wenigen Fenstern, die nur selten Glasfenster haben. Fast immer findet man an der Fronte der Wohnhäuser eine vorgebauete Gallerie, in der gewöhnlich gegessen wird. Mehrere Nebengebäude sind der Zucker und Brantwein-Zubereitung auf grossen Pflanzungen, bestimmet und so wie die Wohnhäuser von Ziegelsteinen aufgeführet. Nicht selten findet man auch auf bedeutenden Pflanzungen

Capellen für den Gottesdienst. Die Sklaven bewohnen kleine von Lemien aufgeführte Häuschen die in der Nähe des Wohnhauses stehen.

Da wo der Boden nicht goldreich ist, findet man in der Capitanie Minas-Geraes, hier und da die beglückenden Spuren des Ackerbaues; freilich in einem sehr unzulänglichem Zustande; denn nicht einmal der Pflug wird hier angewand. Zum Mangel an Kenntnissen gesellet sich der an thätigen Händen und der wenige Gewinn, so dem Landmanne seine Bemühungen lohnt; indem er sich genöthiget siehet seine Produkte nach der Hauptstadt zu senden, wo denn durch die Unkosten der 6 Wochen langen Reise, die Vortheile so die Erde durch Fruchtbarkeit giebt, sich sehr geschmälert sehen. Die vorzüglichsten Artikel die nach Rio-Janeiro von hier gehen, sind Caffé, Zucker, und Baumwolle. Mais Bohnen und Reis, lohnen nicht als dass man mehr als zum eignen Gebrauche ziehen sollte. Würden die Flüsse in Minas-Geraes schiffbar sein, könnte durch den Ackerbau, diese Provinz aufblühen, was bis jetzt die ungeheuren Reichthümer, die man aus ihrem Boden gewann, nicht bezwecken könnten. — Der Boden in Brasilien ist durchaus sehr fruchtbar und wir brauchen hiervon nur wenige sandige Niederungen an der Küste auszunehmen. Küchengewächse welche man bei uns nur einmal im Jahr sähet und erntet erhält man hier wohl 4 bis 6 mal. So z.B. Kohl, Bohnen, Salat u.s.w. Mehr als alles dieses spricht aber folgenden Umstand für die Fruchtbarkeit des Landes: Kaffe nehmlich der heutzu Tage einer der wichtigsten Ausfuhr Artikel ist, war vor 40 Jahren noch Einfuhr. Erst 1773 erhielt der damalige Vice-König 2 Bäumchen welche in Rio-Janeiro gepflanzet wurden und welches die Stammpflanzen der Millionen von Cafféבäumen sind, die gewöhnlich einen bedeutenden Theil der Pflanzungen hier ausmachen.

Die Capitanie Minas Geraes hatte bei der Zählung im Jahre 1803 eine Volksmenge von 407.000 Seelen; von denen 5/6 Sklaven sind. Sie hatte dazumal die Stadt Mariana, 13 Villas (Flecken) und 66 Kirchspiele, allein seit jener Zählung hatte nicht nur die Bevölkerung zugenommen, indem man mit einiger Gewissheit annehmen kann dass solche allein durch 4000 eingeführte Neger, jährlich vermehret wird; sondern es wurden auch verschiedne Kirchenspiele gestiftet. In obiger Zählung sind jedoch nicht die wilden Stämme der Urbewohner mit begriffen, deren Zahl doch wohl nach dem Flächeninhalt, so sie bewohnen berechnet, sich auf 10—15 Tausende, belaufen kann. — Brasilien gehört zu den gesünderen Ländern der heissen Zone, doch zeichnet sich hierinnen die Capitanie Minas-Geraes, vor allen übrigen, vortheilhaft aus, und in der That man findet hier Menschen bis und über hundert Jahre.

Die Viehzucht wird durch das Clima und den Boden in Minas Geraes zu sehr begünstiget, dass sie nicht hier und da Gegenstand des Gewinstes hätte werden sollen. Grosse Herden von Hornvieh gehen jährlich von hier nach der Hauptstadt und andern Provinzen. Ausserdem sind Käse und besonders gesalzner Speck und Schweinefleisch wichtige Gegenstände des Gewinstes für Minas Schaafe hat man wenige da man keinen Nutzen von ihnen ziehet und viele Personen das Fleisch dieser Thiere, ungesund erklären. Stutereien hingegen sind häufig und die Pferde gewöhnlich sehr schön. – Da wo jetzt 20 Thiere weiden könnten Tausende Nahrung finden.

Grossen Verbesserungen dass habe ich öfter gezeigt, müssen der Bergbau, der Ackerbau und die Viehzucht unterworfen werden, wenn solche dereinst den unserigen an Vollkommenheit gleich kommen sollen; dieses alles hält aber nicht ab, mit Recht über die schnellen Fortschritte zu erstaunen, die ein so ungeheures Land wie Brasilien, durch ein Volk in Besitz genommen, dessen Volksmenge so äusserst mittelmässig ist, machte. Nicht die Eingebornen Wilden, halfen dieses bezwecken, sondern Milionen von afrikanischen Sklaven hat Brasilien die Höhe zu danken auf der es stehet und in der es fortschreitet.

FÜNFTER ABSCHNITT

Bemerkungen über den Sklavenhandel und Schilderung des Zustandes der Sklaverei in Brasilien.

Spuren der Sklaverei finden wir in der ältesten Geschichte und auch ganz Europa übte sie ehemals aus. In jenen rohen Zeiten der Vorwelt wo die Vernunft der Gewalt unterlag, vertheidigte niemand die Rechte der Menschheit. Kriege hatten die Sklaverei erzeugt: Der Sieger der den Gefangnen nicht gemordet hatte, glaubte sich berechtiget mit ihm nach Gefallen, schalten und walten zu dürfen. In der Folge geschah es dass die Sklaverei Kriege entzündete und ich spreche hier nicht von jenen, die durch Empörung der Sklaven entstanden, oft die mächtigsten Reiche in ihrer Grundlage erschütterten, sondern von den Kriegen, die die Absicht hatten sich Sklaven zu verschaffen. Die Römer und viele andere Nationen bekrigten ihre Nachbarn aus diesem Grunde. Ebenso verfähret noch heute zu Tage der Schwarze in Afrika und man nimmt an dass die meisten Sklaven, die an die Weissen oder ihre Unterhändler an der afrikanischen Küste vertauschet werden; Kriegsgefangne sind. Ferner werden die freien Neger ihrer Freiheit im Vaterlande beraubet.

1. Durch Verbrechen um deren Willen sie ihre eigne Landsleute zur Sklaverei verdammen.

2. Durch Hinterlist von Nachbarn geraubt, oder

3. Soll es zuweilen geschehen dass Väter ihre Kinder, und Männer ihre Weiber als Züchtigung verkaufen:

Aber auch nicht selten sind die an die Portugiesen vertauschten Sklaven, schon Jahre lang Sklaven ihrer eigenen Landsleute gewesen und durch einen der obigen vier Gründe ihrer Freiheit beraubt worden.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, dass die Gelegenheit seine Landsleute zu verkaufen, Veranlassung, dieses Verfahrens wurde; ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, dass erst nachdem die Habsucht der Europäer diesen schändlichen Menschenhandel, bald nach Entdeckung Amerikás gründete; der schwarze Wilde auf den Fang seines Bruders ausging: der

Mann sein Weib und der Vater sein Kind verkaufte. Dieses bestätiget die Sage von vielen Hunderten Sklaven. — Um den rohen Wilden hierzu zu bewegen mehrete man seine Bedürfnisse durch Gegenstände die sein Vaterland nicht erzeugte, oder die er sich nicht zu verschaffen wuste. Man lehrete ihn den Gebrauch des Eisens und dessen Werth nur in der Absicht, um seine Freunde, Weiber und Kinder, dafür zu erhalten. Doch nicht allein nützliche Gegenstände waren es, die man den Naturmenschen zu verderben, anwande, auch ganze Ladungen von Spielereien gingen in dieser Absicht nach Afrika; besonders da der verabscheuungswerthe Menschenhändler sah, dass kindische Einfalt, seinen Gewinn mehrte. Kleine Spiegel und Corallen machten den grössten Eindruck bei dem Neger: heut zu Tage sind es besonders Flinten, Pulver, Blei, grobes baumwollen Zeug von Malabar und Brantwein; um welches er sein Elfenbein und seine Landsleute, vertauscht. Bei den Kriegen die die Neger untereinander führen, werden alle alten Kriegsgefangnen todt geschlagen, indem sie solche nicht an die Portugiesen vertauschen können.

Die Länder von denen die Sklaven nach Brasilien kommen liegen von dem Equator, bis zum 8ten Grad südlicher und nördlicher Breite. Sie sind folgende: Mina, Cabinda, das Königreich Angola, Novo Redondo, Benquella. Aber auch vom Grünen-Vorgebirge werden Sklaven gewöhnlich nach Parra ausgeführt. Seltner kommen Neger von den Inseln Fernando, Po, Ilha do Principe, St. Thomé, do anno Bom und s.w. da die Anzahl der Schwarzen daselbst unbeträchlich und kaum zum Landesgebrauch hinreichet. Von der entgegengesetzten Seite von Afrika von Mosambique, kommen dagegen jährlich an 3000.

Nach Mendes,* dem ich auch in andern Punkten, wo dessen Aussagen mit meinen Nachrichten, die ich auf andern Wegen, einzog, über einstimete, folgte; doch der Neger in seinem freien Zustande, so wie alle rohe Völker, nur arbeiten wenn Bedürfniss dazu zwinget. Er pflanzet nur wenig Mais und die Jagd und Fischerei sind es hauptsächlich die ihm Nahrung schaffen. — Die Verhältnisse dieser mehr im Innern lebenden freien Neger, mit denen an der Küste wohnenden Portugiesen, sind nur wenig bekannt; scheinen jedoch nicht immer gleich friedlich gewesen zu sein, da die Portugiesen auch hier, wie gegen den brasilianischen Wilden, Vorwerke (Prezidios) errichteten, in denen

* Determinar com todos os seus symtomos, as duencas agudas, e chronicas etc. etc. Por Luiz Antonio Mendes. In den Memorias Economicas der Academie der Wissenschaften. — Lisboa 1812. Tomo IX.



Soldaten die Einwohner für Überfällen zu schützen sind. — Nach diesen Grenzwachen bringen die Neger, diejenigen die sie als Sklaven zu vertauschen gesonnen sind, gebunden und hier nehmen sie die Händler in Empfang; ziehen so mit denen erhandelten von Grenzwache zu Grenzwache, bis sie eine hinlängliche Zahl Sklaven beisammen haben, wo sie alsdenn den Weg nach der Küste antrehten. Zugleich beladet man die neuen Sklaven mit den von ihren Landsleuten erhandelten Elfenbein und Wachs und gewöhnlich auch, mit dem für die Rückreise nöthigen Proviant. Schon auf diesen Reisen unterliegen viele dieser Unglückligen, durch Mangel an Schonung, selbst oft durch Mangel an Proviant, und obgleich dadurch der Gewinn dieser Händler, geschmälert wird, so bleibt er jedoch noch immer beträchlich genug, um zu bereichern. Viele kommen krank nach den Seehäfen, wo sie gewöhnlich der erste Händler, an einen 2ten verhandelt, was jedoch nicht ihre Lage bessert; denn diese Menschenhändler, unempfindlich für menschliches Elend, leitet nur schändliche Habsucht. Die schlechtesten oft verdorbnen Nahrungsmitteln, die Enge des Raumes, indem man sie bei Nacht zusammensperret und ganz und gar keine Sorgfalt für die Kranken, sind die Ursache dass die Hälfte der Schwarze oft hier durch den Tod, auf immer ihrem Elend entrissen werden. So nimmt auch Mendes an dass von 12 Tausend Sklaven, die jährlich nach Loanda gebracht werden, oft nur 6—7 Tausende nach Brasilien kommen.

Nach allen ausgestandnen Leiden und nachdem Tausende den Strapatzen der Reise. und der üblen Behandlung unterlagen, kommen die Sklaven endlich an die Schiffskapitain, um nach Brasilien eingeschiffet zu werden. Unglückliger als je ist jetzt der arme Schwarze. Um den Gewinn zu mehren sucht jeder Schiffer soviel Sklaven auf einmal mitzunehmen, als nur in das Schiff gepropft werden können und ein Schiff von 300 Tonnen nimmt selten weniger als 700—800 dieser Unglückligen. Aus einem anderm niedrem Beweggrunde versiehet sich der Schiffer gewöhnlich schon vor seiner Abreise von Brasilien, mit Nahrungsmitteln für den Rückweg, weil er sich dieselben hier wohlfeiler verschaffen kann. Nicht selten sind nun diese mehr oder weniger verdorben und kosten vielen Sklaven das Leben. Eingezwänget in einen engen Raum, sind zuweilen 700—800 solcher unglückliger Neger unter dem Verdecke, beisammen. Zu diesem Behälter leiten kleine Öffnungen frische Luft, nicht hinlänglich, dass nicht in dem Raume von den Ausdünstungen so vieler Menschen in einem heisen Himmelstrich, die Hitze so fürchterlich als das Einathmen der verpesteten Luft, schädlich sei. Verdorbne Nahrungsmitteln tragen dann noch das ihrige dazu bei und selten ist

ein Schiff mehrere Tage in See, ohne Tode zu zählen. Noch fürchterlicher wie alles dieses, aber kein seltner Fall ist, wenn durch widrige Winde die Reise verzögert, Wassermangel eintritt. Ein höchst trauriger Fall der Art hat sich, es sind nun 1 1/2 Jahre zugetragen; wo ein Schiff von Angola kommend, sich genöthiget sah, alle diese Unglückliche über Bord zu werfen. Der Capitain des Schiffes hatte nehmlich dem Contremeister den Auftrag gegeben, die von Brasilien mitgebrachten Wasserfässer, die man am letzteren Lande, mit Seewasser füllet, damit sie nicht unterwegs lekk werden; — mit süssem Wasser zu versehen. Dieser Befehl wurde aber aus Nachlässigkeit nur zum Theil vollzogen und nur 12 Fässer hatten süsses Wasser da man die Reise antrath. Schon war man 10 Tage in See, als bei Eröffnung eines Fasses mit dem von Brasilien mitgenommen Seewasser, angefüllet, die Sache leider zu spät bekannt wurde. Ein einziges Fass mit süssem Wasser war noch übrig und noch hatte man eine Reise von mehreren Wochen zurückzulegen. Hätte nicht Regen das Leben des Capitains und einiger Matrosen gerettet, so wäre vielleicht die schauerhafte Begebenheit, nie bekannt geworden.

Auf dieser Seereise starben Tausende und man kann denjenigen der mit dem Leben nach Brasilien kommt, glücklich schätzen, vorausgesetzt, dass nicht der Tod eine Wohlthat sei, die ihn vom Elende befreihet.

Noch sind diese Sklaven nicht alle Christen und sie werden gewöhnlich erst, nachdem sie in Brasilien verkauft sind, vom neuen Herrn zur Taufe geführet. In Angola und Benguella aber werden die Neger ehe sie nach Brasilien eingeschiffet werden, getaufet: Das Verfahren hierbei ist besonders. Man stellet nehmlich alle Sklaven die getaufet werden sollen und deren Zahl oft Hundert übersteiget, zusammen und der Pfaffe tauft sie mit einemmal und mit einem Namen. Da für jeden Sklaven dem Geistlichen, ein halber spanischer Thaler muss bezahlet werden, so kann man sich einbilden, dass bei den vielen Sklaven die ausgeführet werden, die Diener der Kirche ein gutes Einkommen haben. — Auch wenn auf der Seereise, das Schiff durch Sturm oder sonst in Gefahr ist, tauft der Schiffspfaffe die Ungetauften, indem er über alle Wasser herschüttet mit einem male.

Aber auch aus andern Gründen ist die Ankunft in Brasilien und besonders der Tag an dem sie hier gekaufet werden und dem neuen Herrn folgen, der Zeitpunkt der in dem Leben dieser Unglücklichen, Epoche macht. Doch schon der Sklavenhändler behandelt sie mit mehr Sorgfalt, denn die Reise und die Königlichen Abgaben haben den Werth des Schwarzen vervierfachet und mit dem Leben, verlieret sich eine



grössere Summe. Nach dem Hause dieser Sklavenhändler, werden die neuen Ankömmlige nun gebracht um hier, wie jede andere Waare, zum Verkauf ausgestellt, zu werden.

In Rio-Janeiro heisset die Strasse wo die Sklaven verkaufet werden, Valonga, und sie bietet dem beobachtendem Fremden ein seltsames Schauspiel dar. Beinahe jedes Haus hat hier im untern Stockwerk ein Gewölbe, das gewöhnlich so geräumig dass mehrere Hundert Menschen darinnen Raum haben, und in diese werden die neuangekomnen Sklaven gebracht. Ein buntes Taschentuch oder ein Stück wollnes Zeug, das um die Schamtheile gebunden ist, machet alle ihre Bekleidung aus, die wolligen Haupthaare sind ihnen der Reinlichkeit wegen abgeschoren und in der That, einen so geschornen nackten Neger, der mit affenähnlicher Neugierde alles begafft, dem Orangutang näher, als dem Europäer zu sehen, scheinet mir keine Unwahrscheinlichkeit.*

Es ist eine besondere Empfindung für den fühlenden Menschen, in das vollgepropfte Gewölbe eines solchen Menschenhändles zu trethen: trauerig nur das es so wenige mit andern Gefühlen und in anderer Absicht besuchen, als mit denen man bei uns auf einen Viehmarkt gehet. Um die Menschlichkeit recht zu erniederigen, werden die Sklaven in Afrika, wenn sie die Königlichen Abgaben bezahlen, gezeichnet; so etwa wie bei uns die Schaafe, nur mit den Unterschiede dass man diesen das beliebige Zeichen auf die Wolle schmieret, es jenen hingegen in die Haut gebrannt wird. So sah ich junge Mädchen denen man grausam genug ein Zeichen auf die werdende Brust gebrannt hatte.

Diese aufgebrannte Zeichen sind es jedoch nicht allein, woran der Eigenthümer seine Sklaven erkennet, sondern es sind die Erwachsnen besonders, solche auch, tatuiret. Keine Gewohnheit ist so allgemein unter allen Nationen des Erdballes verbreitet als die der Tatuirung. Vom Nord- bis zum Südpol; von Osten nach Westen findet man Spuren von ihr und selbst auf den isolirtesten Inseln der Südsee ist sie zu Haus. So gemein wie die Sache ist, so verschieden finden wir die Meinung über ihr Entstehen und da noch keine Bestimmung herrscht, so mag es mir erlaubt sein, ebenfalls die meinige zu sagen.

Ausser was Selbsterhaltung ihn thun heisst, kennt der rohe Naturmensch weder Gesetze noch Trieb, für die Befriedigung seiner Erhaltung aber handelt er dem Thiere gleich, denn bei ihm schlummert die Ver-

* Thunbergs Reise.

nunft. Er fängt an, um sich her zu zerstören. Nicht zufrieden damit der Herr der Schöpfung zu sein, fällt das gierigste Raubthier der Mensch auch seine Nebenmenschen an: es entstehet Krieg und mit ihm die Begriffe von Tapferkeit; wohl die erste Tugend die der Wilde ehret. Denn durch Muth und Tapferkeit wurden jetzt die Wohnungen für feindliche Überfälle geschützt; jetzt wilde Thiere erleget, oder die Nachbarn selbst angegriffen. Man suchte das Andenken an tapfere Handlungen zu erhalten und konnte es am besten durch bei solchen Gelegenheiten erhaltne Wunden, durch die Narben die sie nachliesen. Es wurde eine Ehre darinn gesetzet viele aufweisen zu können und diejenigen so keine im Kriege erhalten hatten, mochten wohl auf den Einfall gekommen sein, solche selbst hervorzubringen; denn dahin scheint noch jetzt das Beispiel der Nukahiver zurück zuführen, die nach jeder grosser Handlung sich tatuiren liessen.* Mit den Begriffen von Eigenthums Recht, erging es diesen Auszeichnungen wie manchen Ordenszeichen; denn der Reiche hatte ebenfalls Gelegenheit sich solche zu verschaffen, um so ehr da unter den Wilden gewöhnlich Reichthum und Ansehen nur durch Tapferkeit erlangt wurde. Man fing an die Gestalt der Narben nach eignen Begriffen von Schönheit zu bilden und es fanden sich einzelne, die eine grössere Fertigkeit darinn besasen, solche der Haut einzuritzen und die sich für ihre Arbeit belohnen liesen. Selbst als die Nationen, die vorher nur von der Jagd und dem Kriege gelebt hatten, solche zum Theil mit dem Ackerbau vertauschten, fuhr man fort das Tatuiren als eine den Körper verschönerten Schmuck, als eine Auszeichnung zu halten. Letzeres um so mehr, da man noch immer den Überfällen der Nachbarn ausgesetzt war und durch höhere Cultur und durch Besorgniss für Eigenthum, das durch den Krieg bedrohet wurde, mehr die Tapferkeit hatte schätzen lernen. Hier nun stehen nach Jahrtausende der Schöpfung Millionen Menschen und unter ihnen auch die Neger von Angola, Gambinda, Benguella u. s. w. Doch sind die Begriffe dieser, vom Reichthume, noch nicht ganz mit den unserigen übereinstimmend und fast immer mit dem Muthe, der Tapferkeit und der Stärke vereinet. Es mag daher nicht ganz mit Unrecht behauptet werden, dass die tatuirten Neger, den Vorzug vor andern verdienen, so wie man mich überhaupt versicherte, dass je mehr die Haut eines Negers tatuirt sei, desto höheren Standes sei er und dass unter den starktatuirten Negern, nicht selten die Kinder von Anführern oder diese selbst sich befinden, die nach Besie-

* Krusensterns Reise um die Welt.

gung ihres Stammes, vom Sieger mit den übrigen Besiegten an die Portugiesen vertauscht wurden.

Jährlich werden 20.000 Neger nach Rio-Janeiro gebracht, ohngefähr 12.000 gehen nach Bahia; 6.000 nach Parra und Maranhão, von welchen alsdenn das Innere des Landes mit Sklaven versorgt wird. Im Ganzen kann man annehmen, dass die Bevölkerung Brasiliens, jährlich durch 40.000 eingeführte Sklaven vermehret werde. Aber von diesen eingeführten Negern sind 3/4 männlichen Geschlechtes, weil man mehr männliche Sklaven in den Pflanzungen hällt und nach diesen daher mehr Nachfrage ist. Auffallende Beweise davon fand ich auf meinen Reisen, wo ich öfter sah dass Anstalten blos durch männliche Sklaven betrieben wurden. Gewöhnlich verhielt sich die Zahl der männlichen Sklaven zu den weiblichen wie 4—1. Nirgend traf ich das Verhältniss gleich. — So unklug dieses Verfahren selbst ist, so wird doch durch niederen Geitze auf der andern Seite, oft noch das Verheurathen der Sklaven verhindert. Man weis nehmlich aus Erfahrung, dass ein in Brasilien geborner Sklave, weit theurer kommt, als ein von Afrika übergebrachter und legt daher längst der Küste oft dem Verheurathen, der Sklavinnen, alle möglichen Hindernisse in den Weg. In dem Innern des Landes, wo durch Transport und neue Königliche Abgaben der Werth des Sklaven verdoppelt wird, sind die Sklavinnen seltner unverheuratet. — Auch hier würde also die Menschheit einen grossen Vortheil durch die Aufhebung der Einfuhr von Sklaven erlangen. Man würde sich gezwungen sehen, nachdem man der Mittel der Vermehrung von aussen beraubt wäre, solchen durch Verheurathen abzuhelfen.

Unter den eingeführten Sklaven sind also 3/4 männlichen Geschlechts und unter den 40.000 zu welchen wir die jährliche Einfuhr annehmen, befinden sich kaum 10.000 ausgewachsne Männer und Weiber; alle übrige sind Kinder von verschiednen Alter, oft erst selbst während der Reise geboren, gewöhnlich aber von 8—12 Jahren. Unter ihnen trifft man nicht selten Mulatten, die Söhne weisser Väter in Afrika sind. Wenn es unbegreiflich ist, dass wilde Neger, ihre Kinder, gegen Flinten, Beile, Messer u.d.gl. vertauschen können, muss man da nicht beim Gedanken schaudern, dass Christen sich kein Bedenken daraus machen, für wenige Thaler, ihre mit Sklavinnen gezeugte Kinder zu verkaufen und doch ist der Fall so häufig, dass in Brasilien er sich zur Schande der Menschheit täglich ereignet.

Die Neger zeichnen sich gewöhnlich durch schönes Ebenmaass der Gliedmaasen aus und dieses ist mitunter auch bei den Weibern der Fall. Herr Langsdorff gehet jedoch meiner Meinung nach zu weit, wenn er

glaubte unter den Negerinnen eine medicaeische Venus finden zu können und würde wahrscheinlich ohne den Kopf der Venus und die blühende Farbe, einer Europaeerin beim Suchen viele Zeit verlieren.* Die Negerinnen haben gewöhnlich hängende Brüste und nur Mädchen von zartem Alter, siehet man, so lange sie noch kein Kind hatten, mit Brüsten die selbst nach unsern Begriffen von Schönheit, gefallen. Nicht das Clima muss als Hauptursache im erstgenanntem Falle betrachtet werden, sondern der lose Anzug der selten mehr als aus einem Hemde und Rocke bestehet. — Nie habe ich jedoch gesehen, wie andere Reisenden behaupteten, dass die Mutter, dem auf ihrem Rücken befestigten Säuglinge die Brust über die Schulter hinübergereicht hätte, hingegen sahe ich öfter dass Mütter ihre Säuglinge, unter dem Arme durch, selbst während der Arbeit tränkten.

Nicht alle von Afrika übergebrachten Unglückliге wissen sich in ihr Schicksal zu finden: durch Selbstmord enden sie öfter ihr Freudenleeres Dasein und viele werden von Sehnsucht aufgerieben ehe sie noch Brasiliens Küste erreichen: Daher wenn ein Schiff auf der Reise hierher, was nicht selten geschiehet 50 und mehr Tode zählet, so kann man annehmen dass der dritte Theil, aus Hang zum vaterländischen Boden, Opfer des Todes wurden.

Das Weib gewöhnet sich leichter an die Sklaverei. In allen Welttheilen ist sie mehr oder weniger Sklavin und seufzet unter dem Drukke der Arbeit. So überlässt der Kamtschadale, der Tunguse, der Lappländer, der nordamerikanische Wilde u.s.w. jede Verrichtung dem Weibe und kaum dass er noch die Jagd als sein Eigenthum betrachtet: Von ihr zurückgekehret pfleget er der Ruhe und bekümmert sich um nichts. Eben so handelt der brasilianische Wilde und dieselbe Weise finden wir auch bei den Negern. Es ist daher nicht zu wundern wenn weibliche Sklaven, weit lieber arbeiten, weit seltner murren und leicht sich an Sklaverei gewöhnen, die ihnen von der Heimath schon bekannt ist.

Es gibt keinen bessern, keinen sicheren Maasstab zur Völkerkunde als die Feste, die Lusbarkeiten einer Nation. So lehret uns ein einziges Stiergefecht der Spanier, in wenigen Augenblicken besser kennen, als ein Mondenlanger Aufenthalt unter dieser Nation: und so finden wir das treueste Bild des Britten, indem wir ihn bei seinen Pferderennen, seinen Hahnenkämpfen etc. beobachten. Und so endlich giebt der wilde

* Langsdorffs Reise um die Welt.

Neger, in dem ihn ergötzenden lärmenden Geschreie, dem Zerren seiner Gliedmaassen; die richtigste Stufe auf der er stehet.

Nach unsern Begriffen von Schönheit ist solche sehr tief und sonderbar ist es, dass die Tänze der Neger, gerade das Gegentheil der unserigen sind; denn während wir uns bemühen den Körper bei denselben im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen und während unsere Tanzmeister sich alle erdenkliche Mühe geben, ihre Zöglinge, die Basis des Tanzes, eine aufrechte, ungezwungne Stellung, zu lehren; sinnet der Neger darauf seinen Körper auf das fürchterlichste beim Tanze zu verzerren; jede Muskel die er in seiner Gewalt hat, ist dabei in unnatürlicher Bewegung und jemehr es ihn gelinget sich durch Zerren, zu verunstalten, desto lauteren Beifall zollen ihm seine Landsleute. Man folge mir in das geräumige Gewölbe eines Sklavenhändler der Hauptstadt und man wird eine grosse Anzahl neuer Ankömmlinge, nach ihrer vaterländischen Art froh sehen, welches ihnen die Händler zu sein erlauben, weil sie wissen dass sonst Mangel an Bewegung und Heimweh, ihren schändlichen Gewinn schmälern.

Hier finden wir nun einige Hunderte geschorner, nackter Neger, sowohl verschieden im Geschlechte als dem Alter einen grossen Kreis bilden, die flachen Händen aus Leibeskräften zusammen schlagen, mit den Füssen trampen und mit aller Kraft der Stimme einen immerderselbe bleibenden 3 töningen Gesang herbrüllen. Aus ihrem Kreise tritt einer in die Mitte, drehet sich hier um, verzerret die Glieder und zeiget darauf auf einen andern ihm beliebigen, der sofort dasselbe thut und so gehet es ohne alle Veränderung bis man müde, sich genöthiget siehet auszuruhen. Dieser Rundgesangtanz hält aber zuweilen Stundenlang zum grössten Verdrusse der Nachbarn an.

Ein solches Gewölbe ist jedoch oft schon in wenigen Tagen leer, in dem es nie an Käufern mangelt. Der Preis der neuangekomnen Sklaven ist sich ziemlich gleich, wenigstens der Unterschied zwischen einem Kinde von 10 Jahren bis zum Ausgewachsnen, unbedeutend. Nur ganz kleine Kinder sind wohlfeiler. Gewöhnlich bezahlet man einen Neger mit 125 spanischen Thalern; öfter darüber, selten weniger. Das Geschlecht macht keinen bedeutenden Unterschied. – Man kann annehmen dass der Händler einen Gewinn von 100 Procenten hat; allein dieser Gewinn ist grösser, wenn unter den Ausgeschiften nur wenige Kranke sind. Dieses ist, jedoch selten der Fall und oft kommt der 4te Theil einer solchen Menschenladung krank an und andere die den Keim von Krankheiten in sich tragen, unterliegen nachdem sie wenige Tage am Lande sind. Die Händler die dieses aus Erfahrung wissen, suchen die angekomnen

Sklaven, so schnell als möglich zu verkaufen und daher mag denn der Gebrauch entstanden sein, Sklaven auf längere oder kürzere Zahlungstermine an sichere Leute zu verkaufen, der für beide Theile vortheilhaft scheinet; aber es beinahe immer für den Händler ist, weil diese nur die schlechteren Sklaven, auf Credit verkaufen. Ein so gekaufter Sklave ist denn freilich theurer; aber auch für den Käufer ist die Einrichtung vortheilhaft, besonders im Innern, wo es selten ist dass Neger gleich nachher erkranken und sterben; denn bis sie hierher gelangen, haben sie sich entweder an die Sklaverei und das Clima gewöhnet oder die Symtome der Krankheit haben sich bereits geäussert. Stirbt also der Sklave nicht so ist diese Einricht für den Käufer vortheilhaft, weil in 3 Jahren der Sklave, den Ankaufspreis kann verdienet haben.

Die Krankheiten dieser neuangekomnen Sklaven sind sehr zahlreich und scheinen mit dem Ungemach und Beschwerden die sie erlitten und deren Folgen sie sind, in Verhältniss zu stehen. Durch ansteckende Fieber, die Ruhr, den Scorbut, das Heimweh und so weiter, sterben viele ehe sie noch an den neuen Herrn kommen und auch oft nachher. Aber auch die Pocken raffen jährlich eine grosse Menge solcher Unglücklichen dahin, ohngeachtet alle unentgeldlich geimpft werden können: wozu auf königliche Kosten, an vielen Orten, Anstalten errichtet sind. Allein so gross ist die Gleichgültigkeit der Sklavenhändler für das Leben dieser unglücklichen Schwarzen; dass sie von diesen nützlichen Anstalten wenig Gebrauch machen und selbst Sklavenhändler die solche nach dem Innern abführen, verlassen oft die Hauptstadt, ohne einen einzigen Sklaven, vacciniert zu haben. – Es ist jedoch nicht zu leugnen dass auch hier die meisten Kranken aus Mangel an Sorgfalt und geschikten Ärzten umkommen.

Nahe bei der Strase Valonga ist der Begräbnissplatz dieser auf immer der Sklaverei entrissnen. Mit meinem Freunde dem Herrn Dr. Schaeffer, der auf seiner Reise um die Welt mit dem russischen Schiff Suwarow, im May 1814 hier einlief, besuchte ich diesen traurerigen Schauplatz. Beim Eintritte in einem mit einer Mauer umgebnen Raum ohngefähr von 50 Quadratruthen, sass ein Greis im Priestergewande und lass in einem Buche, Gebete zum Seelenheil der armen Unglücklichen, die von gefühllosen Menschen, ihrem Mutterlande, ihrem Glücke waren entrissen worden. Ohngefähr 20 Schritte von ihm war ein Schwarzer beschäftiget seine todte Landsleute mit Erde zu bedecken: ohne sich die Mühe zu nehmen, eine Grube zu graben, scharrete er nur etwas Erde über den Toden und fing darauf das Geschäft beim folgenden an. In der Mitte des Raumes war ein Erdhaufen, aus welchem hier

und da, die Reste der Toden heraussahen, von denen Regen, die leicht bedekkende Erde abgewaschen hatte. Noch lagen mehrere da, die wahrscheinlich schon lange musten hierher gebracht worden sein. Nackend waren die in eine Matte gewickelt, die am Halse und den Füssen festgebunden war. Wahrscheinlich beerdiget man nur alle Woche einmal und die hergebrachten Toden denn schon grösstentheils in Verwesung übergegangen, so ist der Gestank zuweilen fürchterlich. — Zulezt wurde man jedoch etwas Klüger und verbrannte von Zeit zu Zeit einen Haufen halbverfaulter Toden.

Die Überlebenden kommen denn an den neuen Herrn der sie kaufet, taufen lässt und kleidet. Jetzt fängt die 2te Periode ihres Lebens an. Nicht selten ist zwar der Fall, dass sich ihre Lage nicht verbessert, allein im allgemeinen ist doch die Behandlung der Sklaven weit weniger hart als man glaubt und die Arbeit weniger drükkend. Glücklicher ist gewöhnlich der, der für den Hausdienst bestimmt ist, als der Sklave, der das Feld bauen muss. Die Arbeit der Zuckerpflanzungen und der Minen ist im allgemeinen die beschwerlichste. — Die Verhältnisse der Herrn zu ihren Sklaven wird auf Gesetze festgesetzet und der Sklave wird für Verbrechen nach den Landesgesetzen gerichtet. Für kleine Vergehen strafet der Gebieter, allein diese Gewalt wird so oft gemissbraucht, dass sie es ist, die gewöhnlich den Sklaven zur Rache oder Flucht bewegt. Erstere sätiget er nicht selten in dem Blute seines Tyrannen und man kann das Wort sättigen, hier im eigentlichen Sinn zuweilen nehmen; denn nachdem 1813 in der Nähe von Rio-Janeiro mehrere Sklaven ihren Herrn ermordet hatten, vermischten sie das Blut desselben mit Brantwein den sie tranken.

Flucht ist nicht ungewöhnlich, allein an den aufgebranten Zeichen findet man den Sklaven der nirgens Schutz findet, indem schwere Geldstrafen auf der Verheimlichung eines entlaufnen Negers gesetzt ist, wieder und noch öfter treibt Hunger ihn aus den Waldungen zu seinem Herrn zurück. Dieses leitet jedoch zuweilen Ausnahme und in manchen Gegenden, wo sich entlaufne Sklaven vereinigen, werden sie der öffentlichen Ruhe nachtheilig. So sind in der Nähe von Villa Rica die Buschneger furchtbar. Diese entlaufne Sklaven fristen ihr Leben durch Diebstahl und die Verbindungen die sie in Villa-Rica unterhalten; sie sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und üben ihre Räubereien bis an Fuss der Stadt aus. Es morden diese Buschneger selten, allein sie verstümeln gewöhnlich ihre Gefangne, die sie ausgeplündert haben, indem sie ihnen die Ohren abschneiden, oder den Mund von einem Ohre zum andern aufschlitzen oder am häufigsten die Männer der Mannbarkeit berauben

und Weiber missbrauchen. Sie binden die Verstümmelten an einen Baum und legen ihnen einen Knebel in Mund und so müssen die Unglücklichen oft Tage lang schmachten, bis andere Reisende sie erlösen. Vom Orte wo der Raub begangen worden, begeben sich die Räuber weg. Gewöhnlich wird aber alsdenn nach solchen Excessen, von Seiten der Regierung Jagd auf sie gemacht und man umstellet an einem bestimmten Tage ihre Schlupfwinkel mit Soldaten und Freiwilligen und schieset alle nieder die sich nicht sogleich ergeben. Den getödeten Buschnegern werden die Köpfe abgehauen und nach Villa-Rica mit zurückgebracht. — Da die Buschneger auch ihre eigne afrikanische Brüder anfallen und berauben, so hält es schwer Entschuldigung für ihre Flucht und ihre Verbrechen, in der Härte zu finden womit sie von ihrem Herrn behandelt wurden. — Übrigens sind die Buschneger sehr feige Räuber und man hat Beispiele dass ein beherzter Mann dem Säbel in der Faust 10 und mehr Buschmänner in die Flucht jagte. — Eines Tages gerieth ich in der Nachbarschaft von Gongonhas, während der Nacht, da ich mich im Walde verirret einem Feuer nachging, mitten in eine grosse Bande der Buschneger, ohne dass ich Hoffnung hatte die Flucht nehmen zu können: ich spannete daher die Hähne meiner Doppelflinte und indem ich mir den Rükken freizuhalten suchte, fragte ich im befehlenden Tone nach dem rechten Wege, auf dem ich mich mit der Drohung zurückzog den ersten der mir folgen würde, niederzuschiesen.

Eigenthum hat der Sklave nicht, es sei denn dass der Herr ihm ein Stückchen Land zur Behauung überlässet, dessen Ertrag jedoch bei der grössten Sparsamkeit oft nicht hinreicht sich die Freiheit zu erkaufen. Überhaupt da man kein Gesetz hat, das den Preis festsetzet, für welchen der Sklave frei werden kann und es vom Herrn abhänget denselben zu bestimmen, so ist der Fall selten dass Sklaven so ihre Freiheit erlangen, besonders wenn der Sklave Geschicklichkeiten hat: er bleibt denn Zeit Lebens in der Sklaverei und er kann sich glücklich schätzen, wenn der Herr ihm verheurathet und ihm erlaubt sich und seiner Familie ein Häuschen zu bauen; er muss jedoch nach wie vor zu jeder Stunde zum Dienste bereit sein. Die Arbeit ist unterdessen gewöhnlich nicht so drückend, wie man im allgemeinen glaubt und wir Europäer thun Unrecht zu behaupten dass beständig den arbeitenden Sklaven ein Aufseher mit der Peitsche in der Hand zur Arbeit antreibe: Es ist solches ein äusserst seltner Fall. Auch für ihre Erhaltung trägt man mehr Sorge, so wie es denn ganz natürlich dass jeder wenn er selbst im Besitze vieler Sklaven ist, durch den Ankaufspreis bewogen, Sorge für jeden einzelnen, trägt auch solche nicht muthwillig der Gefahr aussetzen wird, die ihr

Dasein vernichten oder nur abkürzen könnte; denn mit ihm schwindet ein Theil seines Vermögens. — Jene Menschenhändler, die die unglücklichen Neger ihrem Vaterland entreissen, sind es die den Fluch und den Abscheu der ganzen Welt verdienen. Die Abschaffung des Sklavenhandels ist daher für die Menschenfreunde noch wünschenswerther als die Aufhebung der Sklaverei selbst.

Mit Recht bewundert man die grosse Anhänglichkeit der Sklaven zu ihren Herrn und die Theilnahme für ihre Mit Sklaven: mit Letzterem theilet er willig Freude und Leid und es sind mir die auffalenste Beispiele in dieser Hinsicht bekannt geworden. Ich sah Sklaven, von denen man Geständnisse für die Vergehen ihrer Mitsklaven, durch Martern zu erzwingen suchten und die alles erdulteten, ohne das mindeste zu verrathen. Oft verfliesen Wochen ehe der Neger, durch ein Glas Brantwein, seine leidenschaftliche Liebe zu diesem Getränke befriedigen kann, aber denn wird er doch wenn von seinen Landsleuten gegenwärtig sind, alle mittrinken lassen. Man hat ferner Hunderte von Beispielen dass Sklaven sich von ihrer eignen kargen Mahlzeit, die Hälfte abbrachen und sie einem armen Landsmann mitzutheilen und dieses oft Monate lang heimlich fortsetzten.

Die Zahl der freien Neger in Brasilien ist schon jetzt nicht unbedeutend und kann wie 1 zu 10 angenommen werden. Die meisten dieser Neger sind freigelassen; denn selten dass eine wohlhabende Person stirbt ohne im Testamente, einem oder mehreren Sklaven, oft für Belohnung treuer Dienste, die Freiheit zu schenken. Diese freien Neger, geniesen alle Rechte jedes andern Bürger. In Hinsicht der von Sklaven gezeugten Kinder folgt man dem römischen Rechte, ist nehmlich die Mutter Sklavinn, so ist es das Kind auch, der Vater mag frei sein oder nicht; Europaeer oder Neger: ist hingegen die Mutter frei so ist das Kind wenn auch der Vater Sklave ist, freigeboren.

Es ist ein entzückender Gedanke jedem Menschenfreunde die Abschaffung der Sklaverei, möglich zu sehen; doch das wünschenswerthe der Sache hatte nicht nur zu unrichtigen Ansichten, sondern selbst Ungerechtigkeiten, geführt. Man glaubte mit einem Schlage die Freiheit unserer schwarzen Brüder errungen oder bezweckt wäre das Beste und auch ich war zum Theile dieser Meinung; doch hat mein Aufenthalt in Brasilien mich leider vom Gegentheile belehret, denn ich sah täglich Beispiele dass freigelassne Neger, weit unglücklicher wurden nachdem sie ihre Freiheit erlangt hatten. Durch die Sklaverei hatten sie das Gefühl für Selbsterhaltung verloren; sie sorgten schon seit Jahren nicht mehr für ihre Bedürfnisse und die Begriffe von Eigenthum ohnehin bei

dem Neger geringe waren bis auf den letzten Funken erloschen. — Hier ist freilich nicht die Rede von den Wenigen die durch Erwerbfleiss sich ihre Freiheit erringen; sondern von der weit grösseren Zahl, die nach dem Tode ihrer Gebieter, durch religiöse Gelübde oder rückkehrende Menschenliebe auf dem Sterbebette frei wurden.

Freiheit ist die grosse Triebfeder aller Geschöpfe und am meisten beim Menschen; äusserst selten daher dass auch der wirklich gutbehandelte Sklave, nicht mit Freuden das Haus seines gesorbnen Herrn verlässt. Gewöhnlich ohne Kentnisse; immer beinahe ohne Geld und in dem Taumel seiner Leidenschaften, die mit der Freiheit weit stärker erwachen, da sie oft so lange mussten unterdrückt werden, tritt nun der Freigelassne in die Welt; in wenigen Tagen oft schon gänzlich verändert; er arbeitet jetzt nur wenn die äusserste Noth ihn zwingt und denn befriediget er mit dem Erwerb den grossen Hang zum Brantwein; er erlaubet sich jede andere Ausschweifung, einem Laster folgt das andere auf dem Fusse und zuletzt krank ohne einen Menschen der sich seiner annimmt, ist er dem äussersten Elende ausgesetzt. Aber selbst die öffentliche Ruhe wird durch diese Freigelassnen oft gestöhret; die Gefängnisse zeugen ganz für die Wahrheit dieser Behauptung. — Abschaffung der Sklaverei mit einem Male ist in Brasilien gewiss nicht ausführbar: Was würde von einer Menschenmasse die die Weissen wohl 8 mal übersteiget, nach obiger Schilderung zu erwarten sein?

Nun ist endlich nicht zu leugnen dass die Einfuhr der Neger zur Bevölkerung Brasiliens unentberlich war und dass wenn die Beschuldigung, dass die Portugiesen die Urbewohner, durch Missgriffe verscheuchten nicht ungegründet sein sollten, es doch die Behauptung ist, dass Brasilien bei der Ankunft der Europaeer, stark bevölkert gewesen sei: diesem wage ich hier öffentlich zu wiedersprechen, nachdem meine Reisen in das Innere, mich hiervon vollkommen überzeuget hatten. Mein Aufenthalt unter den Urbewohnern zu denen ich in einigen Tagen abermals abgehe, wird mir Gelegenheit geben, noch mehr Beobachtungen hierüber anzustellen, deren Resultate ich nach meiner Rückkehr bekannt machen will.

Ende



Ein Croato

INHALT

THE ETHNOGRAPHICAL MUSEUM, STOCKHOLM MONOGRAPH SERIES

No. 1. Åke Hultkrantz

Conceptions of the Soul among North American Indians. Stockholm 1953.

Price Swedish Crowns 51: —

No. 2. Åke Hultkrantz

The North American Indian Orpheus Tradition. Stockholm 1957.

Price Swedish Crowns 36: —

No. 3. Bertil Söderberg

Les instruments de musique au Bas-Congo et dans les régions avoisinantes. Stockholm 1956.

Price Swedish Crowns 60: —

No. 4. Stig Rydén

Andean Excavations, I. The Tiahuanaco Era East of Lake Titicaca. Stockholm 1957.

Price Swedish Crowns 51: —

No. 5. Ivar Paulson

Die primitiven Seelenvorstellungen der nordeurasischen Völker. Stockholm 1958.

Out of print.

No. 6. Stig Rydén

Andean Excavations, II. Tupuraya and Cayhuasi: Two Tiahuanaco Sites. Stockholm 1959.

Price Swedish Crowns 51: —

No. 7. Margrethe Hald

An Unfinished Tubular Fabric from the Chiriguano Indians, Bolivia. Stockholm 1962.

Price Swedish Crowns 15: —

No. 8. Stig Rydén

The Banks Collection. Stockholm 1963.

Price Swedish Crowns 33: —
(Bound Copy 42: —)

No. 9. Göran Aijmer

The Dragon Boat Festival in the Hunan and Hupeh Plains, Central China. Stockholm 1964.

Price Swedish Crowns 30: —

No. 10. Anna-Britta Hellbom

La Participación Cultural de las Mujeres Indias y Mestizas en el México Precortesiano y Postrevolucionario. Stockholm 1967.

Price Swedish Crowns 51: —

No. 11. Ragnar Widman

The Niombo Cult among the Babwende. Stockholm 1967.

Price Swedish Crowns 21: —

No. 12. John-Erik Elmberg

Balance and Circulation. Studies in Mejprat Culture. Stockholm 1968.

Price Swedish Crowns 60: —

No. 13. G. Wilhelm Freyreiss

Reisen in Brasilien. Stockholm 1968.

Price Swedish Crowns 18: —

